

REGNUM

Schönstatt international – Reflexion und Dialog

ZEICHEN DER ZEIT

Das Land erneuern –

Roman Herzogs Impuls zur vierfachen Innovation

* *

Geistgewirkte Bindungen

Das Heilig Geist-Jahr und die Sendung des 31. Mai

Gertrud Pollak

Ein Fest der Berufung

50 Jahre »Provida Mater«

Diskussion über die Situation der Kirche – 10 Thesen

Ein Interview mit Professor Heinz Schürmann

Heinz-Werner Schneider

Schönstatt in Südafrika

BUCHBESPRECHUNGEN

ZEICHEN DER ZEIT

Das Land erneuern –

Roman Herzogs Impuls zur vierfachen Innovation (L. Penners) 1

* * *

Geistgewirkte Bindungen

Das Heilig Geist-Jahr und die Sendung des 31. Mai 5

Gertrud Pollak

Ein Fest der Berufung

50 Jahre »Provida Mater« 14

Diskussion über die Situation der Kirche – 10 Thesen

Ein Interview mit Professor Heinz Schürmann 27

SCHÖNSTATT INTERNATIONAL

Schönstatt in Südafrika

Der Besuch des Gründers vor 50 Jahren
(H.-W. Schneider) 34

BUCHBESPRECHUNGEN 39

REGNUM • Schönstatt international – Reflexion und Dialog
ISBN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e. V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 11 62, D-56179 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift der Redaktion: Patris Verlag • Redaktion Regnum
Postfach 11 62, D-56171 Vallendar

Layout: Roland Aull

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rübener Straße 88
56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 31,00 zzgl. DM 5,00 Porto und Versand. Ausland DM 31,00 zzgl. DM 8,00 Porto und Versand. Preis des Einzelheftes DM 8,50 zzgl. Porto und Versand.

Zeichen der Zeit

DAS LAND ERNEUERN. Bundespräsident Roman Herzog hält keine unverbindlichen Sonntagsreden. Er beschränkt sich in seinen Äußerungen auch nicht auf Grundsatzserklärungen zur politischen Kultur – was man dem vormaligen Präsidenten des Bundesverfassungsgerichtes zugute halten würde. Das deutsche Staatsoberhaupt redet konkret, informiert mit Belegen und appelliert ohne Umschweife. Es findet Resonanz in breiten Teilen der Bevölkerung.

Spätestens seit seiner – ersten – berühmten Berliner Rede weiß man, daß ihn offensichtlich *ein Grundanliegen* nicht losläßt: die *Innovationsbedürftigkeit* unseres Landes und seiner Bevölkerung.

»Ich komme gerade (Frühjahr 1997, Anm. Red.) aus Asien zurück. In vielen Ländern dort herrscht eine unglaubliche Dynamik. Staaten, die noch vor kurzem als Entwicklungsländer galten, werden sich innerhalb einer einzigen Generation in den Kreis der führenden Industriestaaten des 21. Jahrhunderts katapultieren. Kühne Zukunftsvisionen werden dort entworfen und umgesetzt und sie beflügeln die Menschen zu immer neuen Leistungen.

Was sehe ich dagegen in Deutschland? Hier herrscht ganz überwiegend Mutlosigkeit, Krisenszenarien werden gepflegt. Ein Gefühl der Lähmung liegt über unserer Gesellschaft. Dabei stehen wir wirtschaftlich und gesellschaftlich vor der größten Herausforderung seit 50 Jahren ...

Lassen wir uns nicht täuschen: Wer immer noch glaubt, das alles gehe ihn nichts an, weil es ihm selbst noch relativ gut geht, der steckt den Kopf in den Sand.«

Wenn auch Roman Herzog beileibe nicht der einzige ist, der ernste Gedanken hegt über die Zukunft des vereinigten Deutschland: er tut es von höchster Warte aus; er tut es kontinuierlich: »Roman Herzogs Reden hintereinander gelesen sind ein Zukunftskompendium, eine Handlungsanleitung für Regierung und Opposition, für Arbeitgeber und Gewerkschaften, für alle. Der Bundespräsident verkörpert die Große Koalition des Fortschritts, die so dringend notwendig wäre, ... um die Lähmung abzustreifen« (vgl. R.H., Das Land erneuern. Reden zur Lage der Nation, hrsg. von M. Bissinger, Hamburg 1997, S.11).

Ausgangspunkt: die wirtschaftlich-technische Entwicklung

Die Verlautbarungen des Präsidenten lassen unschwer erkennen, was ihn zunächst veranlaßt zu betonen, daß es nicht einfach weitergehen kann, wie es läuft: Es ist offensichtlich die Sorge, daß Deutschland – in etwa Westeuropa überhaupt – sich nicht genügend flexibel hält angesichts der Herausforderungen eines globalen Kräftespiels in der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung.

In früheren Jahrzehnten sind neue wissenschaftlich-technische Errungenschaften auch im eigenen Land umgesetzt worden in wirtschaftliche Produktivität. Die USA und Japan reagieren schneller, umsichtiger, mit mehr Blick für Trends.

Mit einer gewissen Berechtigung habe man bislang von den westlichen Gesellschaften als »Belehrungskulturen« gesprochen, von den asiatischen etwa hinsichtlich des okzidental Vorsprungs von »Lernkulturen«: »Ich bezweifle aber, daß das auch für die Gegenwart gilt und besonders für die überschaubare Zukunft« (vgl. aaO., S. 122).

Fazit: eine vierfache Innovation steht an

Um für die Gegenwart und mutmaßliche Zukunft gerüstet zu sein, bedarf es in der Sicht des Bundespräsidenten auch, aber nicht nur, eines beherzten Mitgehens mit der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Entwicklung. Er sieht insgesamt die Notwendigkeit einer vierfachen Innovation:

- einer *technischen Innovation*, welche durchaus Ja sagt zur wissenschaftlich-technischen Weiterentwicklung von der Informatik bis zur Gen-Technologie – in menschlich-ethischer Reife gegenüber einer oftmals verbreiteten apokalyptischen Untergangsstimmung: es gibt keine Alternative zur modernsten Technik;
- einer *institutionellen Innovation*, welche Verkrustung los wird, bewährte Konzepte, wie das der sozialen Marktwirtschaft, nicht einfach tradiert, sondern neu durchdringt und schöpferisch anwendet (»Lebensfähige soziale Netze in einer dynamischen Marktwirtschaft«);
- einer *gesellschaftlichen Innovation* – Stichworte: »Aufbruch in die Informationsgesellschaft«: neue Spielräume für die Sozialpartnerschaft«; »Verjüngung der Gesellschaft durch Stärkung der Familie«.
Zunehmend deutlich bis zur zweiten Berliner Rede: die Zukunft des Bildungssystems: »Bildung muß in unserem Land zum 'Megathema' werden ... Wissen ist die wichtigste Ressource in unserem rohstoffarmen Land.«

- einer *mentalen Innovation*: Gebraucht wird letztlich ein neues Denken. In diesem Zusammenhang spricht Herzog u.a. von »Wagniskultur«; von gegenseitiger Mobilisierung von Denken und Handeln; gar von »Pragmatismus als Strategie der Erneuerung«.

Geschrieben ins deutsche »Stammbuch«?!

Gerade die »mentale« Erneuerung betreffend, die Herzog für unumgänglich hält, hat man den Eindruck, daß der Bundespräsident weiß, wo die Schwäche seiner Landsleute liegt: in der mechanistischen Trennung von Grundsätzlichem und Praktischem, von Wissenschaft und Leben, von Einsicht und Handeln. Hier wird für einen deutschen Bundespräsidenten der Hinweis auf I. Kant natürlich fast unverzichtbar: »Die Notwendigkeit zu entscheiden reicht weiter, als die Möglichkeit zu erkennen« (S. 203).

So ist weder risikofreies Nichthandeln noch blinder Aktionismus die Lösung. Amerikanischer Pragmatismus? – Wenn er Erkennen und praktisches Vorgehen in eine Verbindung bringt und Austausch begünstigt zwischen Reflexion und Anwendung – für Roman Herzog offensichtlich: durchaus!

»Warum kann in Amerika ein Harvard-Professor wie H. Kissinger Außenminister werden oder ein erfahrener Diplomat wie George Kennan Princeton-Professor, während man in Deutschland als Professor höchstens Bundespräsident (!) werden kann?« (S. 202).

Natürlich optiert Herzog für eine Mentalitätsänderung, in der sich Wissenschaft und Politik, Handeln und Reflexion, Engagement und kritische Überprüfung stärker finden: »Wir brauchen in Deutschland deshalb mehr mentale Standortfähigkeit«.

Sein Ideal? Vielleicht die Kennzeichnung, die er mit den Worten L. Erhards von Franz Oppenheimer, einem der Väter der sozialen Marktwirtschaft, gibt:

(Der) »war ein Mann, der mit heißem Herzen, aber mit kühlem Kopfe an die Probleme herangegangen ist und der alle verachtete, die ... mit schwülem Kopf und kaltem Herzen ein Volk beglücken zu können glaubten. Er hatte das rechte Augenmaß für die Dinge«.

Etwas von dieser Mischung durchzieht auch die Reden Roman Herzogs: der nüchterne Blick auf die kontextuelle Zeit-Entwicklung Deutschlands und die Gestimmtheit der Bevölkerung, die mehr von Besitzstandwahrung als von Veränderungsbereitschaft gekennzeichnet ist. Ebenso: ein offensichtlich zunehmendes Engagement, Voraussetzungen zu benennen, die auf dem Weg in die Zukunft gegeben sein müssen; zu insistieren, bis Anstöße sich auswirken. Mit Blick auf die Bedeutung der Familie stellt er fest: »Ich kann Ihnen heute versprechen: Ich werde in dieser Frage keine Ruhe geben.«

Ein »Land erneuern« – natürlich keine Kleinigkeit!

Im Blick auf die Voraussetzung mentaler Erneuerung

Erneuerung Deutschlands als »mentaler« Standort: das ist, wie unschwer einsehbar, der eigentliche Knackpunkt. Hieran hängt letztlich alles. Der Präsident geht ihn geschickt an, eben von der wirtschaftlich-technischen Seite, dem Mit-halten-Können, der Wettbewerbsfähigkeit. Das sichert seinem Appell, wenigstens grundsätzlich, einen breiten Konsens.

Wieviel tatsächliche Veränderungsbereitschaft in Gang kommt, ist freilich eine andere Frage. Hierfür ist jede Initiative »von oben« angewiesen auf eine vielfältige Bundesgenossenschaft aller mentalitätsbildenden Kräfte in einem Volk. Dazu gehören in Deutschland nicht zuletzt die Kirchen. Ob sie schlecht beraten wären, die Impulse Herzogs gegenzulesen im Hinblick auf die eigene Situation?

Gibt es nicht gerade auch in ihnen Lähmung und Resignation? Resignative Kirchen können schlecht »Lebensprinzip der Gesellschaft« sein!

Im Sinne einer mentalen Erneuerung müßte wohl auch nachzudenken sein über das, was G. Rohrmoser etwa mit »geistigem Vakuum« nach den Wandlungen der Kulturrevolution der sechziger Jahre bezeichnet; einschließlich der ausgebliebenen geistigen »Wende« in den achtziger Jahren, nicht zuletzt auch über die junge Generation und ihr Lebensgefühl in den beiden Grundströmungen unserer Kultur:

Zwischen »Moderne und Postmoderne«

Wenn in den Analysen und Prognosen Herzogs Unumgängliches getroffen ist, wird die geordnete Erneuerung wesentlich davon abhängen, ob beispielsweise falsche Alternativen als solche erkannt werden. So die zwischen »moderner« und »postmoderner« Mentalität.

Der Impuls zur Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands mag in manchen postmodernen »Ohren« auffallend stark, vielleicht lästig, nach »Moderne«, nach rationaler Leistungsgesellschaft klingen.

Ob sich die sog. postmoderne Mentalität und ihr Lebensgefühl samt ihren Wert-prioritäten hinsichtlich des »Ganzheitlichen«, Emotional-Erlebnismäßigen, Beliebigen und Individuellen »verständigen« kann mit der Konzentration auf einen innovativen Schub in den nächsten Jahrzehnten, ist im ganzen möglicherweise ausschlaggebend.

Dabei wird es vor allem um die Gewinnung der Jugend gehen, welche die Innovation tragen wird oder nicht. Roman Herzog spricht immer wieder auch über die Situation der jungen Leute, nicht zuletzt im Kontext der Arbeitsproblematik.

Ob die junge Generation insgesamt die Herausforderung annimmt?

Lothar Penners

Geistgewirkte Bindungen

Das Heilig Geist-Jahr und die Sendung des 31. Mai

* *
* *

1. »Niemand setzt ein Stück neuen Stoff auf ein altes Kleid; denn der neue Stoff reißt doch wieder ab, und es entsteht ein noch größerer Riß« (Mt 9,16).

Dieses Wort Jesu greift eine Erfahrung aus dem alltäglichen Leben auf. Nach langem Gebrauch wird ein Stück Stoff dünn und brüchig. Es braucht nicht viel und er reißt. Der aufgenähte Flicker ist in sich zwar fest, aber das ganze Gewebe ist schwach. Die gut gemeinte Reparatur kann das Malheur nur noch verschlimmern. Mit diesem Bild verdeutlicht Jesus eine gewisse Unvereinbarkeit der Lebensform, die sich im Anbruch des Reiches Gottes ergibt, mit der traditionellen jüdischen Denk- und Lebensweise seiner Zeit.

Das Bild läßt sich auch auf Erneuerungsbemühungen in der Kirche, nicht zuletzt in unserer Zeit, anwenden. Wie viele Stücke wurden nicht schon auf das alte Kleid der Mutter Kirche in unserem Jahrhundert aufgenäht, Stücke, die in sich wertvoll und zukunftsversprechend waren. Man könnte an die liturgische Erneuerung, die Gemeindekatechese oder an neue Konzepte des Religionsunterrichts denken. Der Durchbruch zu einer grundlegenden Erneuerung scheint nicht zu gelingen. Viele Teilreformen verändern doch nicht die Hilflosigkeit in einem großen Umbruch. Die Grundlage, auf denen diese Maßnahmen greifen könnten, ist nicht mehr ausreichend – der Stoff ist mürbe.

In diesem Bild läßt sich verdeutlichen, um was es Pater Kentenich im Letzten ging. Das zentrale Datum, an dem er sein Lebensanliegen in einem wagemutigen Schritt prophetischer Kritik der kirchlichen Autorität gegenüber darlegte, war der 31. Mai 1949. Die Schönstattfamilie in aller Welt bereitet sich in diesem Jahr auf die 50. Wiederkehr dieses Tages vor. Dieses Datum wurde vom Gründer selbst als »Meilenstein« der Schönstattgeschichte gedeutet, d.h. als eines der ganz großen gnadenhaften Ereignisse der Wegführung, an dem sich ein wichtiger Aspekt der Sendung Schönstatts für die Kirche festmachen läßt. An diesem Tag sandte Pater Kentenich einen Brief an den Bischof von Trier, in dem er – im Sinn des Bildes

* * * Artikel erscheinen in der Verantwortung der Redaktion und wollen auf Ereignisse oder Trends aufmerksam machen, in denen sie eine Herausforderung für Schönstatt sieht.

vom alten Kleid und neuen Flecken – zeigen wollte, daß viele Bemühungen in der Kirche nicht zum Ziel führen, ja sogar zerstörerisch sein können, weil sie die tieferliegende Glaubensunfähigkeit des modernen Menschen außer Acht ließen. Der Gründer sah die Notwendigkeit, gleichsam den Stoff neu zu weben, das seelische Wurzelgeflecht, aus dem allein tragfähiger und widerstandskräftiger Glaube wachsen kann. Es geht ihm dabei wesentlich um *eine Kultur seelischer Beziehungen und Bindungen*.

Die Vorbereitung der Schönstattfamilie auf das Jubiläum des 31. Mai 1949 fällt nach dem Plan Gottes zusammen mit der Vorbereitung der Gesamtkirche auf das Jubiläum 2000. In diesem Jahr liegt dabei der Akzent besonders auf *der Person und dem Wirken des Heiligen Geistes*. Uns scheint, daß dieses Zusammentreffen von Ereignissen und Daten nicht zufällig ist, sondern einen tieferen Sinn hat. Papst Johannes Paul II. sagt in »Tertio millennio adveniente«:

»Die Kirche kann sich auf das zweitausendjährige Jubiläum in keiner anderen Weise als im Heiligen Geist vorbereiten. Was 'in der Fülle der Zeit' durch das Wirken des Heiligen Geistes geschah, kann heute nur durch sein Wirken im Gedächtnis der Kirche erwachen ... Zu den wichtigsten Aufgaben der Vorbereitung auf das Jubeljahr gehört daher die *Wiederentdeckung der Anwesenheit und Wirksamkeit des Geistes*« (TMA 44 und 45).

Schönstatt darf im Glauben überzeugt sein, daß in seiner Geschichte – und besonders an ihren Höhepunkten – der Heilige Geist mit seinen Gaben gewirkt hat. So glauben wir, daß ein tiefer Zusammenhang besteht zwischen der spezifischen Sendung des Heiligen Geistes in der Heilsgeschichte und dem Ereignis und der Sendung des 31. Mai. Der Gründer hat auf diesen Meilenstein der Schönstattgeschichte die Inschrift angebracht: »Stehen in göttlicher Kraft«. Er war davon überzeugt, daß nur »in der Kraft aus der Höhe« die Sendung verwirklicht werden kann, die mit diesem Ereignis verbunden ist. Zudem ist der historische Ort dieses Ereignisses das Heiligtum von Bellavista/Chile, das als Coenaculumsheligtum besonders auf Pfingsten hinweist.

2. *Der Heilige Geist* ist allen Christen geschenkt im Glauben und durch die Taufe. Sein Wirken zeigt sich nicht nur in außergewöhnlichen Phänomenen und besonderen Gnadengaben. Er wirkt zunächst still und unauffällig. Mit einem Begriff aus der geistigen Welt Schönstatts könnte man sagen: *er ist es, der den natürlichen und übernatürlichen Bindungsorganismus schafft*. Als das lebendige Band in Gott selbst – zwischen dem Vater und dem Sohn – bewirkt er auch, daß die geschaffene und erlöste Welt von innen heraus zueinander findet.

Die Heilige Schrift beschreibt seine schöpferische und beseelende, aber auch seine verbindende Wirksamkeit in der Geschichte: Schon in der *Genesis* erscheint er als die Kraft Gottes, die über dem Chaos schwebt und es in einen Kosmos verwandelt, der voll Leben ist (Gen 1,2). Die gleiche Funktion kommt in der grandiosen *Vision des Ezechiel* zum Ausdruck: Vertrocknete und zerstreute Knochen auf einem weiten Feld werden mit Leben erfüllt und vereinigen sich wieder unter dem Hauch des Gottesgeistes (Ez 37). Die Vision symbolisiert das zerschlagene und zerstreute Volk im Exil und stellt eine Botschaft der Hoffnung und ein Versprechen neuen Lebens dar. – Die Herabkunft des Heiligen Geistes *am Pfingstmorgen* bewirkt das Wunder, daß Menschen voll Angst und Zweifel zu Aposteln und Martyrern des Herrn gewandelt werden. Sie bilden die erste christliche Gemeinschaft, und die frohe Botschaft beginnt sich auszubreiten.

Die *Evangelien und der Apostel Paulus* beschreiben die Wirksamkeit des Geistes als *eine Kraft, die von oben kommt und ein Netz von Bindungen mit dem Himmel und mit der Erde schafft*:

- Er ist die Kraft, die im Herzen der Menschen das 'Abba, Vater' ruft (Gal 4,6). Er ist die Gabe des Vaters, der uns nicht zu Waisen werden läßt (Joh 14,18), denn »die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Geist, der uns gegeben ist« (Röm 5,5).
- Er ist der Geist Christi, die Kraft, die uns Jesus als den Herrn erkennen läßt, den Erlöser des Menschen und der Welt, die bewirkt, daß Er in uns wohnt (vgl. 1 Kor 12,3; Eph 3,16).
- Er ist der Geist, der uns für die Mitmenschen öffnet und Communion unter den Menschen stiftet (vgl. 1 Kor 12,13).
- Er ist der Geist, der in der ganzen Schöpfung wirksam ist und sie auf die endgültige Erlösung hoffen läßt (Röm 8,19).
- Er ist die Kraft, die im Innern des Menschen wirkt und ihn von der Unordnung der Sünde befreit, ihm die Freiheit der Kinder Gottes schenkt und ihn zu einer neuen Schöpfung in Christus macht (vgl. Röm 7,5; Eph 2,15).

Nichts bleibt seinem Einfluß entzogen. Durch seine Einwirkung entstehen Liebesbindungen, wie es seinem Personalcharakter als Liebesband zwischen Vater und Sohn entspricht.

3. Der Geist wirkt dieses *Netz der Bindungen zwischen Himmel und Erde und läßt sie im Herzen der Menschen einwurzeln*. Seine Sendung ist es, die ewig gültige Botschaft Jesu immer neu zu aktualisieren und im Innern der Menschen wirksam werden zu lassen. »Es ist in der Tat der Geist, der die von Christus den Menschen

gebrachte einzige Offenbarung in der Kirche aller Zeiten und aller Orte aktualisiert, indem er sie im Herzen eines jeden lebendig und wirksam werden läßt« (TMA 44). Der Geist kommt von oben, er ist Gabe und Geschenk. Aber er wird wirksam im Innern des Menschen als Kraft, die zur Innerlichkeit führt: »Denn er wohnt in euch und ist bei euch« (Joh 14,17). Er ist das innerste Prinzip neuen Lebens. Er ist nicht aufgezwungen oder von außen hinzugefügt. Von innen heraus durchdringt er die originelle Persönlichkeit jedes Einzelnen, er paßt sich seiner Eigenart an, heilt sie von ihren Mängeln und hebt sie auf eine höhere Ebene. Am Pfingstmorgen bewirkte der Geist, daß die Botschaft des Petrus von jedem Einzelnen in seiner eigenen Sprache verstanden wurde. So machte er es möglich, daß ein herzliches Einverständnis mit Petrus und untereinander entstand und so alle dem neuen Volk eingegliedert wurden. Paulus beschreibt später, daß es *in diesem einen Volk eine Vielzahl von Gaben, Charismen und Diensten* gibt, und daß der Geist sie nach seinem Willen jedem Einzelnen zuteilt (1 Kor 12,11). Jeder nimmt – je nach der Gabe, die ihm verliehen wurde – teil am gleichen Geist und ist Glied am gleichen Leib (1 Kor 12,8-11).

Diese Einheit in aller Verschiedenheit darf aber nicht auf das Innere der Kirche beschränkt bleiben, sie ist Botschaft und Sendung für alle Menschen und Völker. Es ist für die Ekklesiologie des Konzils besonders bezeichnend, daß es *zwischen Communio und Missio, zwischen Gemeinschaft und Sendung einen tiefen inneren Zusammenhang* gibt. Beide sind Frucht des Geistes als der dynamisierenden Kraft, die innere Einheit schafft und gleichzeitig zur Sendung antreibt.

4. Es war *das große Anliegen unseres Gründers*, das ihn zum Schritt des 31. Mai bewegt hat, diese *Fülle und Vitalität der Bindungen* aufzuzeigen, die zum echten und ganzheitlichen Menschsein befähigen, aber auch die Verwurzelung des Glaubens in den Tiefenschichten der Seele ermöglichen. Ihm ging es in diesem Sinn vor allem um die *psychologischen, pädagogischen und pastoralen Voraussetzungen für das Wachstum des Glaubens*. Daß dies möglich wird, stellt in seiner Sicht 'die' Herausforderung dar, die eine sich radikal wandelnde Welt an uns stellt. Dafür aber ist eine neue Mentalität notwendig und muß die heute weithin herrschende Mentalität überwunden werden, die wie eine Mauer den Zugang zu dieser neuen Weise des Denkens und Lebens verhindert. Diese Einsicht begleitete Pater Kentenich schon seit der Gründung Schönstatts. Aber nach seiner Heimkehr aus Dachau, nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus und unter der Bedrohung des Kommunismus wird das Drängen in ihm immer stärker, seine Einsicht und die Erfahrungen in Schönstatt weiterzugeben. *Die herrschende Mentalität eines trennenden Denkens*, das die innere Einheit zwischen Gott und

Mensch, der Menschen untereinander und mit der Schöpfung hindert, muß *durch ein neues, organisches Denken und Lieben überwunden* werden.

Vor allem steht ihm die *Erfahrung seiner eigenen Familie* vor Augen, die während der Zeit seines KZ-Aufenthaltes in Dachau das menschliche und christliche Reifen bestimmt hat. Seine Bereitschaft, in voller Freiheit sein Leben zu wagen im Ja zu Gottes Willen für die innere Freiheit seiner Familie, wurde zum Auslöser einer blühenden Hochzeit der Geschichte Schönstatts. Es waren *tiefe Bindungen der Solidarität* seiner Familie mit ihm als Haupt und Gründer, aber auch der Glieder untereinander gewachsen. Diese gewachsene Solidarität hat ganz konkrete Wurzeln: eine tiefe Verbundenheit aller im Liebesbündnis mit Maria, die Beheimatung im Heiligtum als lokalem Zentrum, die Zugehörigkeit zu einer geistlichen Familie mit einem gemeinsamen Vater und das Erleben geschwisterlicher Verbundenheit, die sich im geistlichen Einsatz füreinander auswirkt, und schließlich ein starkes Sendungsbewußtsein bei aller Unterschiedlichkeit der Berufungen und Lebenswege. Die Stürme des Konzentrationslagers, die Leiden des Weltkriegs und der Kampf gegen ein unmenschliches und atheisches Regime konnten nur bestanden werden in der Kraft dieses Netzes an menschlichen und religiösen Bindungen. Diese *Erfahrung echter Familienhaftigkeit im Glauben* inspirierte Pater Kentenich auf dem Weg der eigenen Gründung: »Wir lassen uns dadurch anregen, den bisher beschrittenen Weg zielstrebig weiterzugehen bis zum Ende. Wir begnügen uns nicht mit sorgfältiger Pflege des seelischen Ineinander. Wir gehen weiter und versuchen überall die Konstituierung von Idealfamilien – mag es sich dabei um die natürliche, wie beim Familienwerk, handeln oder um die geistige Familie, wie in den Verbänden.«

Aber andererseits drängte ihn die Erfahrung der Tragkraft eines reichen Bindungsnetzes, dieses Potential an Einsicht weiterzugeben in den Raum der Kirche hinein. Denn dabei sind Gesetzmäßigkeiten zu Tage getreten, die vielen als Orientierung und Hilfe dienen können.

5. Der Schritt vom 31. Mai 1949 kann nur in diesem Zusammenhang verstanden werden: aus dem entschiedenen *Willen, der Kirche (und darüber hinaus weiten Kreisen der Gesellschaft) die Frucht dieser Erfahrungen anzubieten*. Drei einprägsame Ausdrücke aus diesen Jahren verdeutlichen den Vorgang:

- »*Heraus aus der Enge*«: Was Schönstatt geschenkt wurde, darf nicht eifersüchtig festgehalten werden, sondern soll der ganzen Kirche dienen.
- »*Hinein in die Kirche*«: Schönstatt müht sich in diesen Jahren um die Eingliederung seiner Säkularinstitute und aller Gliederungen in den Rechts-

organismus der Kirche. Aber vor allem ging es darum, die geistlichen Erfahrungen weiterzugeben und zu zeigen, daß die pädagogischen und pastoralen Prinzipien, die dahinterstehen, für den Weg der Kirche in eine neue Zeit hilfreich sein können.

- »Hinaus in die ganze Welt«: Mit einer prophetischen Intuition erkennt Pater Kentenich die Zeichen einer Enteuropäisierung der Kirche und das Heraufkommen einer Weltkultur. Deshalb verläßt er Deutschland und Europa und versucht, die Schönstätter Internationale zu konsolidieren und Kontakt aufzunehmen mit anderen Ortskirchen und unterschiedlichen Kulturen.

Dieser damit angedeutete Lebensprozeß hat sein treffendstes *heilsgeschichtliches Paradigma im Pfingstereignis*. Es ist die Kraft des Heiligen Geistes, die die Apostel dazu antreibt, in der ganzen Welt zu verkünden, was sie selbst in der Intimität Jesu erlebt hatten. Der gleiche Geist, der ihnen gegeben wird zur Erinnerung an alles Erlebte, ist es auch, der sie antreibt zur Mission. Er bewirkt in ihrem Herzen den Glauben an den Herrn, der gestorben und wieder auferstanden ist, er läßt sie ein Herz und eine Seele werden, er bewegt sie zum Sprengen der engen Grenzen der jüdischen Religion und öffnet sie für die Völker und Kulturen. Das geht nicht ohne Spannungen und Kämpfe. Einer davon ist die Auseinandersetzung zwischen Petrus und Paulus um Wert und Verpflichtung jüdischer religiöser Bräuche. Auch in solchen Situationen ist es der Heilige Geist, der darüber wacht, daß die Botschaft Jesu zur Kraft wird für die *Communio* und nicht ihre universale missionarische Kraft verliert.

6. Der Brief, den Pater Kentenich am Abend des 31. Mai 1949 auf den Altar des Heiligtums in Bellavista legt, enthält den ersten Teil seiner Antwort auf die Kritik des Weihbischofs von Trier nach seiner Visitation in Schönstatt. Sie kreist im wesentlichen um die Art, wie Pater Kentenich mit seiner Familie verbunden ist. Es ist eine Bindung, die durch die geistliche Vaterschaft des Gründers und die kindliche Liebe seiner Gefolgschaft gekennzeichnet ist. Die Ablehnung solcher Bindungen sieht Pater Kentenich in einem weiten Zusammenhang: Es ist der *Widerstand gegen jede Art von menschlichen, natürlichen Vermittlungen zwischen Gott und Mensch*. Im Grunde geht es um die zentrale Frage der christlichen Offenbarung: Welche Wege benutzt Gott, um zu den Menschen zu kommen, und wie kommen die Menschen zu Gott? Ist es ausschließlich der scheinbar »objektive« Weg, der durch die Heilige Schrift, die Sakramente und die Dogmen, schließlich durch die Gebote bestimmt ist? Oder schließt er doch auch die vielfältigen Bindungen mit ein, die der Mensch mit seinen Mitmenschen, mit der Schöpfung und den Dingen eingeht? Gibt es nicht *ein gottgewolltes In- und Miteinander menschlicher und gnadenhafter Erfahrungen?*

Es ist eine der schwerwiegendsten *Fragen einer Neu-Evangelisierung* der heutigen Welt und Kultur, wie eine Antwort auf diese Problematik gefunden werden kann. Viele Menschen entscheiden sich für die rein innerweltliche Erfahrung, ohne jede Öffnung für das Religiöse, für die Transzendenz. Viele zentrieren ihre Entscheidung in der Selbstverwirklichung, der individuellen Freiheit, oft lediglich in Konsum und Vergnügen. Für andere ist die menschliche Erfahrung schmerzlich geprägt durch die materielle Armut und die soziale Ausgrenzung, für wieder andere kommt der Schmerz aus der Einsamkeit und Kontaktlosigkeit. Aber insgesamt muß man sagen, daß weithin die *weltlichen Dinge keinen Zusammenhang mehr haben mit Religion und Glauben*. Christliche Religion kann für sehr viele zum Beispiel in ihrer Liturgie nicht mehr zur Erfahrung bringen, daß das Gefeierte und Gehörte etwas mit ihrem Leben und Erleben zu tun hat.

Seit Jahren konstatieren wir ein anderes Phänomen: Es gibt in weiten Schichten der Gesellschaft eine Suche nach religiösen Erlebnissen, aber am Rand des Christentums oder außerhalb. Die »neue Religiosität« sucht ihre Anknüpfungspunkte im positiven Denken, in Harmonie mit der Natur, in Parapsychologie und Esoterik. Sie findet nicht zum Glauben an Jesus Christus, den Erlöser. Andererseits gibt es auch die glaubenden Christen, die zwar die Existenz Gottes und die Person Christi bejahen und suchen, aber ihn einschließen in dogmatische Formeln, ethische Normen und liturgische Riten – ohne tiefere Verbindung mit den Realitäten des täglichen Lebens. Das ist eine andere Form, die Brücken abzurechen zwischen Himmel und Erde, Gott und Mensch.

Überall geht es um den Vorgang natürlich verwurzelter übernatürlicher Bindungen. In »Tertio millennio adveniente« spricht der Heilige Vater die Notwendigkeit dieser neuen Synthese an und zeigt die Rolle, die der Heilige Geist dabei spielen muß:

»Der Geist ist auch für unsere Zeit die Hauptkraft der Neu-Evangelisierung. Es wird also darauf ankommen, den Geist als den wiederzuentdecken, der im Laufe der Geschichte das Reich Gottes aufbaut und seine volle Offenbarung in Jesus Christus dadurch vorbereitet, daß er die Menschen innerlich anregt und im menschlichen Erleben die Keime der endgültigen Rettung, die am Ende der Zeiten eintreten wird, aufgehen läßt« (TMA 45).

Daß »im menschlichen Erleben die Keime der Rettung« aufgehen können – darum geht es. Dazu ist eine entsprechende Pädagogik und Pastoral erforderlich.

Es ist gar nicht einfach, in wenigen Sätzen diese »Voraussetzungen« des Glaubens zu konkretisieren. Pater Kentenich hat eine Ausdrucksweise der theologischen Tradition aufgegriffen, sie aber charakteristisch umgeformt, um diesen Wurzelgrund des Glaubens zu beschreiben. Er sprach von »*praeambula fidei irrationabilia*«, den

irrationalen, bis in die Tiefenschichten der Seele reichenden Voraussetzungen vitalen Glaubens (in Abhebung von rationalen Voraussetzungen, von denen die scholastisch geprägte Theologie gesprochen hatte). Heute schauen in der Kirche viele danach aus, Gemeinschaften oder konkrete Modelle für eine »schnelle« Lösung der Probleme zu finden, die mit der epochalen Krise verbunden sind. Man denkt unwillkürlich an das Bild Jesu vom alten Kleid und den neuen Flickern – »schnelle« Lösungen sind wahrscheinlich »Flicker«, die letztlich kein neues Gewebe ergeben.

Schönstatt hat durchaus originelle und interessante Modelle anzubieten. Sie werden vielen zu »kompliziert« oder in ihrer Bedeutung nicht einsichtig erscheinen. Verstanden werden können sie nur im oben ausgeführten Zusammenhang: als Ausdruck und Einübungsfelder einer großen, umfassenden Konzeption. Aber man muß sich auf Langzeitprozesse einstellen, um ihre Zukunftsträchtigkeit zu ahnen.

Hier soll nur ein Beispiel angedeutet werden. Pater Kentenich war davon überzeugt, daß *der Mensch unserer pluralistischen Gesellschaft* nur dann christlich-religiös werden und bleiben kann, wenn er gesicherten Halt bekommt. Gesundes menschliches und geistliches Wachstum *braucht Halt an Orten, in Personen und Grundwahrheiten*. Die *Bindung an einen Ort* – um nochmals paradigmatisch ein Element herauszugreifen – scheint vielen innerhalb der Kirche zur Zeit ganz nebensächlich zu sein. Gemeinschaften, auch ernsthaft strebende, treffen sich an einem Ort, an dem gerade ein Haus frei ist. Pater Kentenich wollte alle menschlichen Bezugspunkte aufgreifen und in den Prozeß des Christwerdens integrieren, um so stabile christliche Persönlichkeiten zu erziehen. Er pflegte deshalb bewußt das »Kreisen« um lokale Mittelpunkte. Gerade in einer mobilen Welt braucht es geistliche Bezugspunkte, die aber eine reale Erdung haben müssen. Für Schönstatt sind das die Schönstatt-Heiligtümer. »An sich« könnte man auf solche lokalen Bezugspunkte verzichten, weil man an jedem Ort beten kann. Aber der Mensch kann leider nicht im luftleeren Raum des »an sich« Mensch werden und als Christ leben. Er braucht auch lokale Verwurzelungen, die sich aber den gewandelten gesellschaftlichen Verhältnissen anpassen müssen. Sie sind gleichsam »fliegende Inseln«. Würde man nun aber diese Bezugspunkte isoliert sehen und anwenden, wären sie selbst auch wieder nur »Flicker«. Im Verständnis von Pater Kentenich sind sie *Teilmoment eines großangelegten Versuches* – das Ganze nennt er »*Bindungsorganismus*« und sieht darin sowohl natürlich gewachsene als auch gnadenhaft-übernatürliche Bindungen aufgefangen. Es ist gleichsam das Garn, aus dem das ganze Kleid des Mensch- und Christseins gewoben werden muß, damit es reißfest und haltbar werden kann.

7. Wir können die Aktualität des Programms, das am 31. Mai 1949 vorgelegt wurde, auch daran ermessen, wieviel *Ähnlichkeit* es hat mit dem *Programm des Heiligen Vaters*. Der *Aufruf zur Neu-Evangelisierung* geht davon aus, daß neue Antworten gefunden werden müssen für die Herausforderungen unserer Zeit. Es geht darum, den ganzen Reichtum des christlichen Lebens und der christlichen Wahrheit zu entfalten. Die Voraussetzungen dazu und die Wege dafür aufzuzeigen, war das zentrale Anliegen Pater Kentenichs.

Er selbst hat die Einsichten und Erfahrungen, die zu seinem pädagogischen und pastoralen Konzept geführt haben, durchaus als gnadenhaftes Geschenk des Heiligen Geistes gewertet und spricht darum von einer »*charismatischen Sendung*« *Schönstatt*s. Darum schreibt er auf den Meilenstein des 31. Mai: »*Stehen in göttlicher Kraft.*« Uns für das Wirken – das Weiter-Wirken – des Heiligen Geistes zu öffnen, ist darum die Anforderung an uns. Nur so können wir die Aufgabe anpacken, die mit diesem Tag verbunden ist und heute – nach 50 Jahren – noch genau so gültig und aktuell ist, ja an Dringlichkeit noch immer zugenommen hat. »Send uns des Heilands Geist der Kraft ...«

Ein Fest der Berufung

50 Jahre »Provida Mater«

Gertrud Pollak

Bei einer Tagung zur Berufungspastoral im September dieses Jahres (1997) sagte ein Teilnehmer des Podiums: »Wir müßten öfter eine Berufung feiern«. Der Satz fiel mir in die Seele und ließ mich spontan an den heutigen Tag denken. Ist unser Jubiläum nicht ein Fest für eine Berufung?!

Der Anlaß für das Fest

Anlaß ist formal ein Schriftstück. Wir gedenken der Konstitution »Provida Mater«, mit der Pius XII. vor 50 Jahren eine neue Form der Nachfolge in den evangelischen Räten kirchenrechtlich ermöglicht hat: die Säkularinstitute. Der Anlaß für unser Jubiläum ist die Veröffentlichung dieses Dokumentes vom 2. Februar 1947.

Die Ursache unseres Feierns geht freilich tiefer. Was vor fünf Jahrzehnten als Lebensform auf Papier formuliert wurde, ist nicht in vatikanischen Schreibstuben ausgedacht worden. Wie sonst hätten in Rom ein Jahr danach bereits 46 Gruppierungen ihre Unterlagen um Anerkennung als Säkularinstitut eingereicht? 1949 stieg die Zahl auf 83.¹ Was »Provida Mater« erfaßt hat, ist zuvor ein breiter Lebensstrom gewesen – entstanden durch Fragen aufmerksamer Christen. Vor allem in europäischen Ländern waren geistig und geistlich wache Frauen und Männer auf der Suche, wie sie engagiertes Christsein mit gesellschaftlichen Entwicklungen ineinsbringen könnten. Der Einfluß der Kirche und ihrer offiziellen Vertreter schwand zusehens. Gleichzeitig wurde es vielen Laien immer wichtiger, die Worte und Werte des Evangeliums auch im 20. Jahrhundert lebendig und fruchtbar zu halten. Sie fragten sich: Welche persönliche Herausforderung ist dieses Auseinanderdriften von Glaube und Gesellschaft an mich als Christ? Was will Gott von mir und für mein Leben?

Schon im Umkreis des Ersten Weltkriegs gab es solches Suchen, solches Fragen nach der persönlichen Berufung in den Umbrüchen einer sich rasant verändernden Welt. Es galt, Gottes Wunsch und Anruf in all diesen Entwicklungen zu entdecken. Die

¹ vgl. A. Oberti, Mitten in dieser Welt, Meitingen-Freising 1968, S. 32

Antworten waren vielfältig und ähnelten sich doch in ihrem Kern. Christen sollten deutlich erlebbar machen, daß Verfügbarkeit für Gott und Einsatzfreude in der Welt keine sich ausschließenden Gegensätze sind. Einzelne und kleine Gruppen fanden ihren Weg. Sie wollten die evangelischen Räte leben in der gleichen, die ganze Existenz prägenden Intensität wie bei den herkömmlichen Orden, aber das eben nicht in einem Kloster, sondern mittendrin. Christusbefolgung auf den Straßen der Welt! Das Ineinander von Weihe und besonders betontem Weltbezug wird zum unterscheidenden Charakteristikum dieses neuen Weges, den »Provida Mater« und die kirchlichen Folgedokumente beschreiben. Dahinter aber steht wirklich eine göttliche Initiative, Berufungen – gehörte Anrufe und nicht selbsterdachte neue Konzepte. Ursache unseres Jubiläums also: Wir feiern eine neue göttliche Initiative in unserem Jahrhundert. Wir begehen ein Fest für eine Berufung.

Damit feiern wir freilich nicht nur die damals neue und heute schon etwas in die Jahre gekommene »Lebensform« als solche, die – wie es »Provida Mater« formuliert – gegründet wurde, »um die evangelischen Räte in der Welt treu zu befolgen und die Werke der Nächstenliebe in größerer Freiheit auszuüben, an deren Vollbringung die Orden durch die Ungunst der Zeit weitgehend oder gänzlich gehindert wurden« (PM 9).

Wir feiern auch noch in einem zweiten Sinn ein Fest dieser Berufung. Wir freuen uns an der Vielzahl und Vielfalt der Berufungen, die in den Jahren aus demselben Aufbruch wachsen und durch »Provida Mater« einen Platz in der Kirche finden durften – wir feiern das Charisma eines jeden Säkularinstituts in der Ausprägung, die seine Gründerin, sein Gründer aus den jeweiligen Umständen ihrer Situation als Anruf Gottes ernstgenommen haben – Laieninstitute für Frauen und Männer, Priesterinstitute. Jede Gemeinschaft war zur Zeit ihrer Gründung eine konkrete Antwort und eine Chance, dieser neuen Lebensform Gestalt zu geben. Selbst wenn einige Gemeinschaften heute erleben müssen, daß Gott keine neuen Berufungen in ihre Reihen schenkt, wenn sie vielleicht spüren, daß ihr Ursprungsimpuls seine Aktualität verloren hat – jedes Säkularinstitut hat dennoch seine unverwechselbare Berufungsgeschichte. Und jede Gemeinschaft – ob sie sich groß oder eher klein durch die Jahre entfaltet hat, besitzt einen eigengeprägten Reichtum und eine Fruchtbarkeit, die nicht nur in vorzeigbaren Erfolgen zu messen sind. Das bloße Vorhandensein, die Tatsache, daß Menschen ihr ganzes Leben mit einem solchen Institut verwoben haben, schon das ist wahrlich Grund genug, heute dankbar ein Fest ihrer Berufung und Treue dazu zu feiern.

Wir feiern also zum einen die Lebensform als solche. Zum anderen danken wir Gott und einander für die Vielfalt der gemeinschaftsinternen Ausprägungen. Doch damit hat das Fest für diese Berufung noch nicht alle Dimensionen. Ich

wünsche mir, daß jede und jeder, der heute diesen Festakt begeht, auch das Unselbstverständliche seiner ganz individuellen Berufung hinein in diese Lebensform neu dankbar bedenkt. Alle, die wir hier sind, feiern unsere persönliche Berufung und den schon langen oder noch kürzeren Weg der Treue dazu. Wir heutigen Mitglieder von Säkularinstituten denken darüber hinaus an die Berufung all jener, die während dieser fünf Jahrzehnte in unseren Gemeinschaften mitten in der Welt gelebt haben. An einige herausragende Persönlichkeiten wird bei diesem Jubiläum durch Wort und Bild eigens erinnert. Wir feiern ein Fest für eine Berufung in tausendfachen individuellen Ausprägungen.

Reiches Leben

Wir spüren wohl, welch facettenreiches Jubiläum wir begehen. Es gäbe vieles in diesen 50 Jahren, was wert wäre, näher angeschaut und angesprochen zu werden: Der Blick zurück auf das, was die Säkularinstitute gewagt und was sie gewonnen haben. Die Erhebung dessen, was sie vielleicht übersehen und versäumt haben. Beschäftigen muß uns in jedem Fall die Frage, wie es heute mit uns aussieht und wie es um die Profilierung unserer Lebensform in der Kirche steht.

Für eine solche Bestandsaufnahme wäre es gewiß interessant, darzulegen, wie einzelne Säkularinstitute seit ihrem Bestehen Schwerpunkte gesetzt, Akzente unterstrichen oder verändert haben. Wir könnten die konkreten Ausgestaltungen in den Instituten skizzieren und damit beschreiben, wie vielfältig »Provida Mater« in diesem halben Jahrhundert Leben geworden ist.

Um die Fruchtbarkeit dieser Lebensform zu dokumentieren, wäre es darüber hinaus sicher besonders aufschlußreich, einen Blick in das Leben vieler einzelner Mitglieder zu wagen, um dort zu sehen, wie vielseitig sich Berufung in ein Säkularinstitut buchstabieren läßt – in welch unterschiedlichen Berufen, Apostolatsfeldern oder Einzelaktionen sie öffentlich als Licht oder verborgen als Sauerteig gewirkt haben und wirken. Da käme vielerlei ans Tageslicht, eine Buntheit, die der von manchen als trocken und knorrig empfundene Text von »Provida Mater« vielleicht gar nicht erwarten ließ.

Ohne all dem im einzelnen nachgehen zu können, stellen wir im Rückblick dankbar fest: reiches Leben ist geworden. Auch die Statistiken lassen etwas davon ahnen. Zwischen 1947 und 1967 wurden 278 Anträge auf Genehmigung als Säkularinstitut gestellt. Zwanzig Jahre nach »Provida Mater« waren 89 Gemeinschaften ordentlich errichtet². Derzeit, 50 Jahre danach, gibt es weltweit

2 vgl. aaO. S. 184

199 Säkularinstitute. Die übergroße Zahl ist in Europa entstanden und auch dort verbreitet, gefolgt von Amerika, Asien, Afrika. 85% der Mitglieder von Säkularinstituten sind Frauen – eine Richtzahl, mit der wir heute bei unserem Jubiläum wohl den Weltproportionen entsprechen.

Die aktuelle Situation in Deutschland spiegelt der zum heutigen Jubiläum fertig gewordene Prospekt mit Selbstdarstellungen von 34 Gemeinschaften, die in unserem Land bzw. auch in der Schweiz und Österreich als Säkularinstitute anerkannt sind; wenige davon sind gerade erst auf dem Weg dahin. In Deutschland leben derzeit knapp 3000 Mitglieder. Ich hoffe und wünsche, daß wir in den Begegnungen dieser Tage viel vom hinter den Zahlen stehenden Leben aufspüren und über Gemeinschaftsgrenzen hinweg einander erzählen können.

Selbstkritische Anfragen

Die Einholung der Geschichte kann sich freilich nicht auf das Gesagte beschränken. Der Blick auf das Leben entdeckt die aufgegangene Saat, das Gelungene. Er stößt aber auch auf manches, was in die Dornen oder auf felsigen Grund gefallen ist³: nicht eingelöste Hoffnungen, was teilweise in kirchlichen Kreisen zu spüren ist (für mich beispielsweise ein Eindruck bei der Bischofssynode zum Gottgeweihten Leben 1994); Mängel und Hilflosigkeiten aber auch, die wir selbst empfinden oder genauer entdecken, wenn wir uns intensiver mit der Profilkklärung unserer Berufung befassen. Das Gebet zum Jubiläumsjahr 1997, das alle deutschen Säkularinstitute bekommen haben und in den letzten Monaten wohl auch als Brücke zueinander gebetet haben, faßt beides ins Wort: »Wir danken Dir für alles, was in den fünf Jahrzehnten gelingen durfte.« Aber auch: »Vergib, wo wir lau, phantasielos und ohne Mut waren und so unserer Kultur Deine Prägekraft vorenthalten haben.« Solcher Dank und solche Gewissenserforschung gehören wohl beide zu einem Fest wie dem heutigen. Jede und jeder einzelne kann sich fragen, wo er oder sie Verantwortung dafür trägt, daß wir unserer Kultur Jesu Prägekraft vorenthalten haben. Jedes Institut kann solche Besinnung anstellen und sich dabei auch messen am Gründungsauftrag der eigenen Gemeinschaft.

Auch einem Festvortrag steht solche Nachdenklichkeit gut an. Lassen Sie mich deshalb selbstkritische Anfragen nicht aussparen. Ich möchte versuchen, dazu nicht aus der Einzel- oder Institutsperspektive etwas zu erheben, sondern eher vom Ganzen her, vom Gesamtkontext, in dem »Provida Mater« damals stand und

3 vgl. Mk 4,1-9

die Säkularinstitute heute stehen. Wie steht es um die Wurzeln und Grundanliegen dieser Lebensform am 50. Geburtstag? Welcher Spannungsbogen vom Damals zum Jetzt läßt sich zeichnen?

Das Gebet zum Jubiläumsjahr 1997 skizziert in knappen Formulierungen Grundelemente der Lebensform der Säkularinstitute. Wir wenden uns in der Anrede betend an den »menschgewordenen Gott, Jesus Christus«. Schon darin liegt ein Programm. Daß die Zusammenschlüsse von Gläubigen, die »Provida Mater« beschreibt, ausgerechnet »Säkularinstitute«, deutsch »Weltgemeinschaften« heißen, verweist nicht nur räumlich auf den Ort der Ausübung ihrer Lebensform, sondern spiegelt auch dessen Bewertung. Christen, die in der Nachfolge des menschgewordenen, ja weltgewordenen Gottes leben, wollen die Welt von Gott her verstehen und werten. Sie möchten in ihr so gegenwärtig sein und wirken, daß nicht ihre eigenen Vorlieben bestimmend sind, sondern etwas von der endlosen Liebe Gottes zur Welt durch sie aufscheint. Sie können sich nie in eine weltlose Innerlichkeit zurückziehen. Menschen in Säkularinstituten müssen 'in' bleiben. Sie dürfen sich nicht einfach müde heraushalten. Unser Jahrhundert braucht flexible Christen, die Dynamik ausstrahlen, Kraft und Bewegung, Frauen und Männer, deren Leben davon geprägt ist, daß sie sich ständig um eine »Dynamik des Mitgehens« bemühen. Das ist der Grundton unserer Lebensform von Anfang an. Und doch muß gerade diese »Dynamik des Mitgehens« stets neue Töne hervorbringen, damit sich der alte Grundton in einem klangvollen Akkord im Hier und Jetzt entfaltet. Welch unterschiedliche Melodien daraus durch die Jahrzehnte entstanden, möchte ich wenigstens für zwei zentrale Stichworte unserer Lebensform anklingen lassen: Welt und Weihe.

Welt

Das erste Stichwort – »Welt«: Die Glaubens- und Lebenssituation zur Zeit der Gründung der Säkularinstitute unterschied sich markant von Entwicklungen heute. Zwar brachen schon zu Beginn unseres Jahrhunderts und um den Zweiten Weltkrieg herum gewachsene kulturelle Verflechtungen zwischen Gesellschaft und Kirche auseinander. Die den Grundanliegen der Säkularinstitute verwandte Katholische Aktion setzte durch persönliche Heiligung und sozialen Einsatz Gegenakzente und versuchte, die ungläubig Gewordenen zu Christus zurückzuführen. Sie wollten das erreichen durch die Anpassung ihres Apostolates an die schnell wechselnden Bedingungen des modernen Lebens. Im Vergleich zu heute gab es dafür noch weit stabilere Ansatzpunkte. Es bestand quer durch die Gesellschaftsschichten ein breiter Konsens darüber, was »sich schickt«, was »man«

tut oder zu lassen hat. Es gab klarere Eckdaten innerhalb derer sich Denken und Leben bewegte. Ich möchte keine heile Welt vorgaukeln, aber doch andeuten, daß unsere gegenwärtige Situation im Vergleich dazu pluriformer und unüberschaubarer ist. Die Säkularisierung brachte eine Verdrängung institutionell normierter weltanschaulicher Überzeugung aus der Öffentlichkeit. Der Einfluß der Kirchen schwindet gegen Null. Doch gleichzeitig gibt es in der offenen Gesellschaft manche Gegenbewegung. Ein neues Wertbewußtsein – etwa für die Natur – ist gewachsen, und religiöse Bedürfnisse äußern sich außerhalb der traditionellen Institutionen. Einerseits stimmt es: je offizieller die Medien und öffentliche Meinung gesellschaftliche Werte prägen, desto selbstverständlicher gerät Religion ins Abseits, wird Glaube exklusive Privatsache. Andererseits belegt die religionssoziologische Forschung auch: je offizieller Säkularität bestimmend wird, desto verborgener treten religiöse Ersatzformen auf – Fetische und Praktiken neuer Religiosität, Sektiererisches und Magie. Eine vor wenigen Wochen veröffentlichte Emnid-Untersuchung zeigt, daß noch knapp 57 % der Deutschen an einen Gott glauben. Unter dem Begriff »Gott« wird dabei sehr Verschiedenes verstanden und subsumiert. Die christliche Vorstellung, daß Gott ein persönliches Gegenüber des Menschen sei, haben gerade noch 17 % der Befragten⁴, ein Blitzlicht auf die Situation 50 Jahre nach »Provida Mater«, das aufhorchen läßt! Gleichzeitig belegt dieselbe Umfrage, »daß die Beziehungen zu nahen Menschen als das wichtigste im Leben bewertet wurden«.⁵

Was heißen solche Ergebnisse für uns Mitglieder von Säkularinstituten? Was fordern sie im Sinne der »Dynamik des Mitgehens«? Sind wir solche »nahen Menschen«, die mitten drin, auf den Straßen eben dieser Welt das Verwirrende einer offenen Gesellschaft aushalten, das vage religiöse Suchen aufgreifen und weiterführen? Wir gehören wohl zu den 17 %, die an einen persönlichen Gott glauben – wo sonst sollte Christusnachfolge ansetzen! Wir haben vielleicht gerade noch gelernt, als Christen unter Christen zu leben – weniger wie es geht, als Christen unter den 83 % anders ausgerichteter Mitmenschen zurechtzukommen. In gewisser Weise haben wir in all dem, was um uns in Fluß geraten ist, noch einen Standort. Wir versuchen auch heute, die Welt mit den Augen Gottes zu sehen. Das kann uns helfen, auch die Offenheit und Widersprüche im Menschen auszuhalten. Widersprüche, die wir keineswegs nur um uns, sondern doch auch in uns selbst erfahren. Wir leben nicht nur in der Welt. Wir sind ein Teil von ihr. Die Bewußtmachung unserer persönlichen Verflochtenheit in die vielen Licht- und Schattenseiten der heutigen Welt steht als Aufgabe vor uns. Nur in

4 Vgl. KNA – ID Nr. 31/32/30.07.1997, S. 3

5 ebd.

echter Tuchfühlung und gleichzeitig besonnener Distanz wird uns eine diskrete Bereitung des Milieus gelingen und ein welthaftes Apostolat, das nach der Definition von »Primo Feliciter« – dem Motu proprio, das ein Jahr nach »Provida Mater« Präzisierungen formulierte – eben »nicht nur in der Welt, sondern aus dem Innern der Welt heraus«⁶ erfolgen soll.

Der Austausch über unser Stehen in der Welt, über unsere Weltwahrnehmung muß Gesprächsstoff sein in unseren Instituten. Einzelnen und miteinander gilt es, nach den Herausforderungen zu fragen, die heute von uns zu bewältigen sind. Persönliche und gemeinsame Orientierungsversuche sind unverzichtbare Basis für eine hilfreiche, zeitgemäße Fruchtbarkeit unserer Lebensform. Wir haben viele Einflußmöglichkeiten und Chancen in unseren beruflichen Feldern. Nur – ist damit genug abgedeckt und erreicht für das Zeugnis, »wie mitgestaltende Hinwendung zur Welt«⁷ in Verbundenheit mit Christus sich auswirkt? Es ist reiches und vielfältiges Leben gewachsen aus »Provida Mater« – doch ist es mit den gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungen ausreichend mitgewachsen? Wo sind wir als Säkularinstitute mit unseren Wirkmöglichkeiten tatsächlich pluriformer geworden und vielseitiger? Für andere Länder möchte ich nicht sprechen, aber zumindest für Deutschland haben wir – nicht zuletzt in der Vorbereitung dieses Jubiläumsjahres feststellen müssen, daß ganze Berufssparten und Lebensfelder in unseren Instituten praktisch nicht oder nicht prägend vorkommen. Sind wir beispielsweise mittendrin in den öffentlich-rechtlichen oder privaten Redaktionen und Fernsehstudios, die täglich stundenlang vermitteln oder gar bestimmen, was heute Geltung hat? Oder – ich interessiere mich inzwischen zwar auch nicht mehr sonderlich für Fußball, und trotzdem will und muß ich wahrnehmen, welchen Stellenwert diese Szenerie im Lebensgefühl und Selbstverständnis von Millionen Bundesbürgern hat. Die vom Sieg heimkehrende Nationalelf brachte ein Mehrfaches an Menschen auf die Straße und bringt in ihren Herzen mehr zum Schwingen als ein Papstbesuch oder Katholikentag in unserem Land. Kein Grund zum Lamentieren, aber zu fragen: Was heißt hier »Dynamik des Mitgehens«?

Sicher dürfen wir uns als Säkularinstitute nicht die Grundprobleme der gesamten Kirche aufladen und die Entfremdung weiter Kreise der Bevölkerung vom christlichen Glauben zu unserem alleinigen Problem machen. Wenn wir aber unsere Gründungsimpulse ernstnehmen, dann gilt es auch 1997 zu verheutigen, was Papst Paul VI. beim Weltkongreß 1976 in das uns bekannte Bild faßt: »Wenn sie ihrer Berufung treu bleiben, werden die Säkularinstitute gleichsam zu

6 PF 3

7 Jubiläumsgebet 1997

'Versuchslaboratorien', in denen die Kirche die konkreten Möglichkeiten ihrer Beziehungen zur Welt einer Probe unterzieht.«⁸ Wie bestehen wir diese Probe heute auf dem Weg ins Dritte Jahrtausend? Paul VI. fährt konkretisierend fort: »Das eigentliche Feld ihrer (sc. Säkularinstitute) evangelisierenden Tätigkeit ist die weite und schwierige Welt der Politik, des Sozialen und der Wirtschaft, aber auch der Kultur, der Wissenschaft und Künste, des internationalen Lebens und der Massenmedien.«⁹ Wir sollten diesem Papst heute noch danken, daß er sich so intensiv mit unserer Lebensform befaßt und sie bei verschiedenen Anlässen so markant beschrieben hat. Spätere Texte, einschließlich das Abschlußdokument der letzten Bischofssynode »Vita consecrata«, haben nicht mehr diesen »Biß«, diese provozierende Konkretheit. Die Gründe dafür dürfen nicht einlinig gesucht werden. Schuldzuweisungen in welche Richtung auch immer – wie: man versteht uns eben nicht – sind nicht angebracht. Wir sollten uns wirklich selbst den Spiegel vorhalten und die Konturen unseres Profils ehrlich auf uns wirken lassen. Es ist doch angemessen und üblich in den Spiegel zu schauen, wenn man sich für ein großes Geburtstagsfest rüstet. Sind wir »hübsch genug«, anziehend und interessant für unsere Umgebung?

Mich beschäftigt und beunruhigt die Entwicklung der letzten Jahre. Viele Dokumente und kirchliche Aussagen zu unserer Lebensform zitieren einfach Früheres und wiederholen, was schon oft zu Papier gebracht ist. Sind wir bereits so archivierungswürdig? Was erwarten wir selbst nach unserem 50. Geburtstag? Wenn ich die Texte des Symposiums zu den Jubiläumsfeiern der Weltkonferenz der Säkularinstitute in Rom, im Februar dieses Jahres, auf mich wirken lasse – ich habe alle auf diesen Tag hin gelesen – dann wundert es mich¹⁰ keineswegs, daß man über uns nichts prickelnd Neues oder wenigstens noch aktuell Interessantes zu sagen hat. Ich staune eher, daß unser Papst es bei der Jubiläumsaudienz geschafft hat, eine wohl offene und herzliche Atmosphäre zu verbreiten, die doch auch Ausdruck seiner Hoffnung ist, daß er, daß die Kirche von uns noch etwas erwartet. In seiner Ansprache betont er das jedenfalls: »Die Lebensform der Säkularinstitute erweist sich heute mehr denn je als eine von der Vorsehung gewollte und wirksame Art, das Evangelium zu bezeugen in den von den heutigen kulturellen und sozialen Bedingungen bestimmten Verhältnissen, worin die Kirche zu leben und ihre Sendung zu erfüllen berufen ist ... Als demütige und zugleich stolze Träger der umgestaltenden Kraft des Gottesreiches sowie mutige und konsequente Zeugen der Aufgabe und Sendung, die Kulturen der Völker zu

8 Paul VI., Weltkongreß der Säkularinstitute 1976, Nr. 70

9 ebd.

10 mit einer Ausnahme

evangelisieren, sind die Mitglieder der Säkularinstitute in der Geschichte Zeichen einer Kirche, die Freundin der Menschen ist, fähig, Trost für jede Art Betrübniß anzubieten, aber zugleich unerbittlich gegenüber jeder Entscheidung zu Tod, Gewalttat, Lüge und Ungerechtigkeit. Sie sind für die Christen auch Zeichen und Aufruf zu einer Aufgabe, sich im Namen Gottes einer Schöpfung anzunehmen, die Gegenstand der Liebe und des Wohlgefallens ihres Schöpfers bleibt.«¹¹ Bei einer Ansprache vor den Säkularinstituten 1983 schon verwies Papst Johannes Paul II. noch auf einen anderen Bereich, der unsere Aufmerksamkeit braucht: »Bei aller Achtung ihrer Wesensmerkmale müssen die Säkularinstitute die dringlichen Pastorsorgen der Ortskirchen verstehen und auf sich nehmen.«¹²

Bei aller Konzentration auf unsere Lebensform stellt der Papst gleichzeitig eine Brücke her, die wir bei der Ortung unserer Situation – auch zu unserer eigenen Entlastung – nicht unterbewerten sollten. Im Unterschied zu 1947 teilen wir uns die Aufgabe einer weltbejahenden Evangelisierung inzwischen mit mehr anderen als damals. Ich erinnere nur kurz an zwei Bereiche: Einerseits stehen wir heute auf einer veränderten theologischen Ausgangsbasis durch das II. Vatikanische Konzil. In dessen Ekklesiologie ist deutlich hervorgehoben, daß es Aufgabe aller Getauften und Gefirmten ist, entsprechend ihrem Weltcharakter Gott und Welt an ihrem Platz zu verbinden.¹³ Die im Konzil geweiteten Horizonte im Welt- und Laienverständnis sowie im Kirchenbild sind nicht ohne Auswirkungen geblieben auf theologische Akzente unserer eigenen Lebensform – ich nenne als Beispiel nur die veränderte Bewertung des vor »Provida Mater« nicht möglichen Ineinander von Evangelischen Räten und 'Welt'. Andererseits ein zweiter Bereich: Es haben auf dem Lebensweg kirchliche Verbände, Neue Geistliche Bewegungen und weitere Aufbrüche, wie die sogenannten 'Neuen Formen', manches von dem aufgegriffen, was auch unseren Auftrag ausmacht. Eine stärkere Weltzuwendung und Veränderungen bei manchen Orden und Kongregationen tun das ihre dazu. Inmitten uns verwandter Aufbrüche sind deshalb Suchbewegungen zum eigenen Selbstverständnis einfach notwendig. Entlastendes und Schwierigeres in der Präzisierung unseres Charismas tritt zutage. Ein eigengearteter Appell an die »Dynamik des Mitgehens«, ein Aufruf, auszusortieren und zu bewahren.

11 Johannes Paul II. am 02.02.1997. ORD 27. Jg. Nr. 7 (14.02.1997) Abschn. 2 und 5

12 Johannes Paul II. am 06.03.1983. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 73, S. 36

13 vgl. etwa LG 31 u. a.

Weihe

Vieles vom Gesagten gilt auch für das zweite Stichwort, für das ich die veränderten Melodien zum Grundton unserer Berufung beschreiben möchte. Mein zweites Stichwort: »Weihe«.

Wieder möchte ich an unserem Jubiläumsgebet anknüpfen. Es formuliert: »Du hast uns berufen, dazubleiben, während viele Dir und der Kirche den Rücken zukehren.« Unsere Lebensentscheidung zu den evangelischen Räten, unsere kirchlich anerkannte Weihe, ist eine deutliche Standortmarkierung. Wir antworten auf eine Berufung durch Gott und verbinden uns bewußt und mit unserem ganzen Menschsein Christus und seiner Kirche. Das Jubiläumsgebet beschreibt das Besondere dieser Berufung: »Du hast uns berufen, durch unsere ganze Existenz dafür Zeugnis zu geben, wie mitgestaltende Hinwendung zur Welt in Verbundenheit mit Dir möglich ist.« Der Weltcharakter der Säkularinstitute ist nicht zu denken ohne Weihe, ohne die Verbundenheit mit Christus – und: er ist nur zu denken als »Mitgestaltung«, als Mit- und Nachvollzug einer göttlichen Grundbewegung: Gottes grenzenlose Liebe und Hinwendung zu seiner Schöpfung, zu uns erlösungsbedürftigen Menschen. Gottes Weltzuwendung erfährt ihre Verdichtung in der Tatsache, daß er selbst Mensch wird. Unsere Hinwendung zur Welt, in Verbundenheit mit Jesus, muß wie ein Wasserzeichen stets diesen inkarnatorischen Stempel tragen.

Hat nicht diese Seite unserer Berufung gerade momentan eine besondere Aktualität? Die ganze Weltkirche ist auf dem Weg zum Jahr 2000 und bereitet sich auf dieses Gedenken an die Geburt Jesu vor. Die ganze Menschheit wollen wir Christen daran erinnern, daß sich durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Entscheidendes für Geschick und Geschichte der Schöpfung ereignet hat. Gerade in diese Vorbereitungsphase, exakt ins Christusjahr fällt unser 50jähriges Bestehen. Feiern wir heute nicht auch das Fest dieser »Berufung« und Sendung Jesu Christi?

Hier verbergen sich für uns gewiß Impulse, denn es gilt auch dieser Satz unseres Jubiläumsgebetes: »In uns willst Du neu zur Welt kommen und die Menschen umarmen.« Jesus Christus soll in uns zur Welt kommen. Was wir für die Welt einzubringen haben, ist auch, aber nicht nur unsere eigene menschliche und berufliche Kompetenz. Gott ist in Jesus die Wege der Menschen gegangen¹⁴. In unserem Leben der Nachfolge sollen wir heute – durch ihn, mit ihm und in ihm – diese Wege mitgehen. Die »Dynamik des Mitgehens« mit der Welt, mit den Menschen, ist eben gleichzeitig immer auch die »Dynamik des Mitgehens« mit Ihm. Mit Jesus Christus auf den Straßen unserer Welt!

14 vgl. Vorbereitungsgebet der Bischöfe zum Jahr 2000: »... bist in ihm die Wege der Menschen gegangen«

Dableiben, in Christus sein – wie Paulus christliche Existenz umschreibt¹⁵ – uns Jesus zuwenden, darum geht es in vielen Formen. Vielleicht mag uns manchmal das meditative Dableiben im Gebet leichter fallen, als es mittendrin im Weltgetöse auszuhalten – oft so, daß wir die Verwobenheit mit Ihm nicht mehr spüren oder wirklich bewußt haben. In Jesus bleiben, ohne sich in eine weltverneinende Innerlichkeit zu flüchten, dableiben und genauer hinsehen, welche Herausforderungen und Schätze »die Welt« für uns bereithält – formt solches Denken und Bemühen unsere Art als Mitglied eines Säkularinstitutes zu beten? Prägt welthaftes Gebet unser Miteinander in den Gemeinschaften, unsere Umsetzung der Weltzuwendung Gottes im Leben? Auch hier sind wir mit unserer Lebensform nicht allein auf weiter Flur. Unser Jahrhundert hat mehrere spirituelle Aufbrüche, die eine deutlich weltbezogene Frömmigkeit entwickelt haben. Als Säkularinstitute sollten wir dabei aus unserer Berufung eine Vorreiterrolle spielen. Wo stehen wir? Eher bei der Nachhut?

Die Herausforderung der Stunde

Mit einem zweiten Schritt möchte ich unter dem Stichwort »Weihe« auch hier noch einen vergleichenden Hinweis auf die Zeit der Abfassung von »Provida Mater« versuchen. Lebensformen der Nachfolge nach den Evangelischen Räten hatten, von Ausnahmen abgesehen, vor 50 Jahren noch eine grundsätzliche Akzeptanz, nicht selten eine ehrliche Hochschätzung. Heute können wir davon keineswegs ausgehen. Die Gründe wären zu erheben. Sie reichen von mangelnder Kenntnis, Unverständnis bis zu allgemeiner oder verächtlicher und verspottender Ablehnung. Das Gespür für die Werthhaftigkeit des Verzichts auf materielle oder personale Werte, auf körperliche Befriedigungen und auf die Ausübung des eigenen Willens, ist fast ganz geschwunden. Wenn nur 17 % an einen personalen Gott glauben, wird es schwer sein, Verständnis zu finden für eine Lebensform, die Gott in Jesus Christus menschlich so ernst nimmt, daß sich alle Formen der Liebesfähigkeit einer Person auf Ihn konzentrieren. Diesem Du gehört in einer ganz anders gearteten Umwelt und Atmosphäre unsere ganze jungfräuliche Liebe. Sie muß sich verströmen in der Welt, unter den Menschen: »Du hast uns berufen, in Deiner Kraft dahin zu gehen, wo geistige, spirituelle oder materielle Armut und Orientierungslosigkeit herrscht« – so das Jubiläumsgebet. Wie kraftvoll gelingt uns dieses Zeugnis? Ohne in unsere Kultur eingepaßte Radikalität wird es wohl kaum durchdringen – auffallen wird es nicht durch die

15 vgl. 2 Kor 5,17

äußeren Formen, wie es etwa im Ordensleben zeichenhaft vor Augen steht. Unsere Liebe darf nicht altjüngferlich und zimperlich daherkommen. Sie braucht Phantasie und kraftvolle Erdung, damit etwas davon zu spüren ist, wie wir der Liebe wegen Ehelose sind und nicht Singles aus Bequemlichkeit oder Trend. Gerade junge Menschen heute haben dafür einen Sensus, ein feines Gespür für das Echte. Und gerade auch die Jüngeren aus unseren Reihen sind gefragt und gefordert, neu einen Lebens- und Umgangsstil zu prägen, der glaubwürdig macht, daß Menschwerdung Jesu und die Hingabe an Ihn auch unsere Menschwerdung geschehen läßt – ganzheitlich! Gerade hierzu, zu einer wirklich weltzugewandten Verwirklichung der evangelischen Räte brauchen wir noch viel mehr Mut und erfinderische Liebe zu unserer Berufung. Wie im Vorfeld der Entstehung von »Provida Mater« bedarf es auch heute geistig und geistlich wacher Menschen, die fragen, wie die Konturen ihrer Berufung jetzt aussehen sollen. Säkularinstitute dürfen keine träumerische Harmonie erwarten. Vielmehr müssen wir uns auf die Suche begeben nach neuen christlichen Tugenden der Weltnähe: Wachheit, Uneigennützigkeit, Sachlichkeit, Gelassenheit, Kompetenz, Mut und das Maß, alles von innen her voranzutreiben. Ein neues geistliches Lied, das heute in unserem Gottesdienst eine Rolle spielen wird, bringt die Herausforderung ins Wort: »Wagt euch zu den Ufern, stellt euch gegen den Strom«. Und das Lied nimmt noch eine andere Grunddimension unseres Festes auf: »Geht auf Gottes Spuren. Geht, beginnt von vorn.« Die Herausforderung der Stunde heißt nicht einfach: wir müssen uns etwas Neues ausdenken unter dem Motto »Jump to the future« – »Sprung in die Zukunft«, so der Titel eines Jugendfestivals zum 50jährigen Bestehen einer Hochschulgemeinde. Unser Sprung in die Zukunft heißt nicht einfach Ablösung vom Gewesenen, sondern er ist ein anknüpfender Schritt. In der Besinnung auf die Ursprünge unserer Lebensform haben wir die Spuren Gottes nachvollzogen und spüren daraus gleichzeitig die Notwendigkeit, sie ins Heute weiter zu verfolgen. Wir haben gelungene Früchte gesichtet, aber auch manch Karges: »Geht, beginnt von vorn.« Wir brauchen beides: Kontinuität schützende Kräfte und neue Startlöcher – mit anderen Worten: schöpferische Treue.

Ich bin gewiß, jede und jeder einzelne bekommt als Geburtstagsgeschenk diese befreiende Chance, wieder anzufangen, manches anders, manches intensiver zu versuchen. Jede Gemeinschaft kann in gewisser Weise von vorn beginnen, sich neu auf die Urkräfte der Gründung besinnen und Gottes Spuren suchen für die weiteren Jahre. Auch unsere Lebensform der Säkularinstitute als solche hat diese Möglichkeit – morgen früh werden wir miteinander nach der Zukunft fragen. »Geht, beginnt von vorn« – findet Schritte, wie die »Dynamik des Mitgehens« mit Jesus Christus auf den Straßen unserer Welt heute aussehen könnte.

Der Impuls des eingangs zitierten Podiumsteilnehmers stimmt wohl: »Wir müßten öfter eine Berufung feiern.« Dieses Fest für unsere Berufung soll Früchte tragen. So hoffe ich und wünsche, daß in Erfüllung geht, was beim römischen Jubiläum im Februar Mons. Dorrnsoro, der Untersekretär der Kongregation (CIVCSVA) uns Säkularinstituten gesagt hat: »Diese Gedächtnisfeiern des 50. Jahrestages von Provida Mater müssen dazu dienen, Eure herrliche Berufung neu zu entdecken, die von Gott kommt und deren die Welt so sehr bedarf; ja wir müssen die Gelegenheit nützen für ihre dynamische Neubelebung.« Tun wir's!

Diskussion über die Situation der Kirche – 10 Thesen

Ein Interview mit Professor Heinz Schürmann

REGNUM

Sie haben Anfang 1997 zehn Thesen zur »Diskussion über die Situation der Kirche« veröffentlicht (Christ in der Gegenwart, 2/97). Es geht Ihnen darin offensichtlich um eine geistliche Orientierung in unserer Zeit, um einen Vorgang der »Unterscheidung der Geister« aus dem Glauben. Wir möchten Ihnen gern einige Fragen stellen, die Sie veranlassen könnten, manches von Ihnen Formulierte zu präzisieren oder weiterzuführen.

SCHÜRMANN

Mein Manuskript führte die »Zehn Thesen« als »fragwürdige« ein, welche Charakterisierung im Druck leider entfallen ist. So bin ich dankbar für Ihre Fragen.

These 1: Die heutige »Krise der Kirche in der modernen Welt« dürfte die größte seit 2000 Jahren sein.

These 2: Der gegenwärtige Entchristlichungsprozeß ist – allen kirchlichen Mißständen zum Trotz – letztlich nicht hausgemacht, sondern zutiefst umweltbedingt. Wenn die internen Mißstände behoben sein werden, wird das Umwelt-Verhältnis kritisch bleiben. Nicht die Kirche ist in einer Krise, sondern die moderne Gesellschaft. Von daher gibt es eine gewisse Krise im Kirche-Welt-Verhältnis.

These 3: Der derzeitige Entchristlichungsprozeß der Gesellschaft kann nicht nur auf eine Ursache zurückgeführt werden, drei Faktoren zumindest kommen hier zusammen.

Soziologische Faktoren: die »Moderne«.

Geistesgeschichtlich: der »ipsistisch« gesteigerte Individualismus einer überheblichen Selbst-Verwirklichung führt zu Säkularismus (der sich freilich auch esoterisch gebärden kann).

Existenziell: das Streben des »ich-verkrümmten Menschen-Herzens« (Augustinus, Martin Luther) nach Profit (»Habsucht«), Konsum (»Genußsucht«), Karriere (»Geltungssucht«) verhindert transzendentes Erfahren.

REGNUM

Zu Ihrer ersten These: An welche geschichtlichen Vergleiche denken Sie etwa, wenn Sie die Krise unserer Zeit als die größte seit 2000 Jahren bezeichnen? – Zu These zwei und drei: In Ihrer zweiten These suchen Sie die eigentliche Wurzel der Krise in der modernen Gesellschaft, in der dritten These benennen Sie verschiedene Ursachen für den Entchristlichungsprozeß innerhalb der Gesellschaft. Aber liegt nicht auch eine Ursache bei der Kirche selbst, in ihrer mangelnden Fähigkeit, auf die Herausforderungen der sich wandelnden Gesellschaft in der »Moderne« angemessen zu reagieren?

SCHÜRMAN

Der Text formulierte zweideutig: Nicht die Kirche ist in unserer Zeit in der »größten Krise«; im Gegenteil, die moderne Gesellschaft ist in der Krise (vgl. These 2; 5-8 und 9). Von daher ist dann das Verhältnis »Kirche-Gesellschaft« gestört. Es wäre zu verstehen: Das *Verhältnis »Kirche-Gesellschaft«* ist in der modernen Industriegesellschaft (und überall dort, wo diese sich global ausbreitet) in eine Krise geraten.

»Seit 2000 Jahren« bedürfte der Korrektur: seit ca. 250-340, aufgipfelnd in der 'Konstantinischen Wende' (312), da das Christentum die Gesellschaft des Römischen Reiches in wechselvoller Geschichte zu durchdringen begann und zur Staatsreligion (bzw. vom Staat okkupiert) wurde. Diese Periode dürfte im Zeitalter der »Moderne« zu Ende gehen.

Zu These 2:

Dieser Entchristlichungsprozeß der Gesellschaft ist – allen kirchlichen Mißständen zum Trotz, die gewiß an dieser Entwicklung mitschuldig sind – letztlich doch nicht hausgemacht, sondern zutiefst und letztlich umweltbedingt. Wie »modern« müßte die Kirche werden, um auf die Moderne zu reagieren, ohne von ihr vereinnahmt und »egalisiert« zu werden? Was müßte sie tun, wenn sie die »Zeichen der Zeit« verstehen und gottgewollt auf sie reagieren würde, wäre die Frage. Fehlt heute nicht der Mut zu »unmoderner« Bußpredigt nach innen (vgl. die bankweisen Kommunionen ohne die notwendige Rekonziliationsbeichte) und nach außen wider die »Moderne« (siehe nachstehend)?

Zu These 3:

»Christ« im eigentlichen Sinn ist erst der, der den Christus-Glauben bekennt (vgl. Mk 16,16) und sich zu diesem und in diesem »bekehrt« (vgl. Apg 2,38) hat. Wir können die Christusbotschaft nicht unsern »Vettern«, den »Orang-Utans«, verkünden; vermutlich wäre auch der Neandertaler noch nicht fähig gewesen, sie aufzunehmen. Jesus predigte nur solchen, »denen es vom Vater gegeben« war

(Joh 6,65), die ihm der Vater »gegeben« hat (Joh 17,2.6 u.ö.), die der Vater »zieht« (Joh 6,44). Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß auch heutigen Menschen – mit oder ohne Schuld – diese Fähigkeit nicht gegeben ist, weil ihre »verfinsterten Herzen« (Röm 1,21) *kaum noch »transzendente Erfahrungen«* haben, weil sie »die Wahrheit durch Ungerechtigkeit niederhalten« (Röm 1,18).

Es werden drei Faktoren genannt, die transzendente Erfahrung zum Schwinden bringen. Es kann *Schuld der Kirche* sein, daß in ihr die flammende prophetische Predigt – 1. wider das »Modern-wie-alle-sein-Wollen«, 2. das Ideal selbst-süchtiger »Selbst-Verwirklichung« und 3. das Profit-Konsum-Karriere-Streben – , mit der die alttestamentlichen Propheten gottgesandt in Israel auftraten, kaum mehr zu hören ist.

Freilich müßte die kirchliche Gestalt und müßte ihre Predigt selbst frei von diesen drei modernen Verhaltensweisen sein, wenn ihre Predigt glaubwürdig ankommen soll.

These 4: Die gesellschaftliche Abneigung der Umwelt und die weltweite Diffamierungskampagne der Massenmedien in unseren Tagen gefährdet im allgemeinen nicht glaubensentschiedene Christen, die geistlich in Gemeinde und Kirche leben, sondern das Traditionschristentum im kirchlichen Umfeld. In der Moderne stirbt mit allen Traditionen auch das Traditionschristentum früher oder später.

REGNUM

Ist die restaurative, einseitig rückwärts gerichtete Haltung der Kirche nicht auch eine Hauptursache für die Entwicklung des Traditionschristentums bzw. die mangelnde geistliche Kraft weiter Kreise?

SCHÜRMAN

Es mag sein, daß eine Kirche, die in alten Gewändern einhergeht, die nur konservativ nach rückwärts schaut und nicht die »Zeichen der Zeit« versteht, unfähig wird zu der vorstehend genannten »zeitgemäßen (prophetischen) Verkündigung«. Es ist sicher richtig, daß mit den Traditionschristen und dem Traditionschristentum auch eine sich selbst bewahrende (und sich anpassende) Traditions-Kirche dahinschwinden wird. Aber ist nicht die »erneuerte Kirche von morgen« schon in Sicht seit den zwanziger Jahren und dem Konzil (1962-1965), das wahrhaft prophetisch (vgl. Th. 5) sprach und sich gewiß in Bälde auswirken wird (s.u.zu Th. 8)?

These 5: Der heute unter Christen umgehenden Häresie des »affektiven Defätismus« (also die gefühlsgeladene Mutlosigkeit und geistliche Schwarzseherei) ist zu widersprechen. Wir sind in unseren Tagen Zeugen und Träger einer epochalen kirchlichen Erneuerungsbewegung im geistlichen Kern der Kirche, deren Anzeichen sichtbar gemacht werden müssen.

These 6: Diese innerkirchliche Erneuerungsbewegung gründet in den Aufbrüchen der zwanziger Jahre, deren Erfahrungen in den Bedrängnissen der dreißiger Jahre gefestigt wurden und die in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wieder neu und vertieft zum Durchbruch kamen.

These 7: Das Zweite Vatikanische Konzil griff diese Erneuerungsbewegungen der letzten Jahrzehnte bewußt auf und stellte deren Anliegen universalkirchlich auf den Leuchter.

REGNUM

Ganz besonders wichtig für den gläubigen Bewußtwerdungsprozeß in der gegenwärtigen Krisensituation scheint mir Ihre Wahrnehmung einer »epochalen Erneuerungsbewegung im geistlichen Kern der Kirche«. Worin sehen Sie die Gründe dafür, daß sich diese Erneuerung aus der Mitte noch nicht sichtbar und spürbar in der kirchlichen Öffentlichkeit durchgesetzt hat?

SCHÜRMAN

Den Thesen 5-7 stimmen Sie zu, haben aber zu These 7 am Ende eine Frage. Dazu: Hubert Jedin hat einmal gesagt, alle großen Konzilien hätten sich *erst 50 Jahre später* ausgewirkt. Ob das auch für das II. Vatikanische Konzil im Jahre 2015 Geltung haben wird? Die geistliche Dynamik der zwanziger/dreißiger Jahre und deren konziliare Universalisierung läßt das erwarten. – Auf die Konzilsjahre (1962-1965) folgte die Bewegung der »Generation 1968«, welche die geistliche Erneuerung ausblendete und andere Interessen hochspielte, aber – nach heute weithin übereinstimmendem Urteil – gescheitert ist. Es beginnt bei einzelnen durchaus schon ein neues Fragen.

These 8: *Im Heute* zeigen sich Anzeichen einer kirchlichen Erneuerung besonders in den »*Geistlichen Bewegungen*«, die zeichenhaft eine umfassendere Gesamterneuerung im innersten Kern der Kirche signalisieren, in der epochal neuen »*theologischen Theologie*« – mit

ihrem Blick auf das Mysterium des sich offenbarenden Gottes – und deren Ganzheitsgestalt. Ferner in einem wachsenden Reformbewußtsein bezüglich kirchlicher Strukturen – und zwar das gleichzeitig im allgemeinen Glaubenssinn der Gläubigen und bei nicht wenigen Trägern des Lehramtes, was zu Hoffnungen berechtigt.

REGNUM

Sie sehen den Aufbruch der »neuen geistlichen Bewegungen als Zeichen einer umfassenden Gesamterneuerung der Kirche und nennen zwei Ausdrucksformen. Könnten Sie das näher beschreiben?

SCHÜRMAN

Kirchliche Erneuerungen sind primär immer geistliche Erneuerungen, die eine *neue Spiritualität und Lebensform* aus sich heraussetzen.

Es scheint, daß in den recht unterschiedlichen Geistlichen Bewegungen und Gruppierungen unserer Tage Gemeinsamkeiten sichtbar werden, die gemeinschaftlich zu sein scheinen: die Erfahrung der Verlassenheit Jesu – von Gott und den Menschen – am Kreuz, seine »Karriere nach unten«, und das: Einheit stiftend – »mitten in der Welt«, welche Grunderfahrung diese oder jene Glaubenserfahrung dann spezifisch zentriert und bestimmt.

Die soziologischen Lebensformen, in denen diese neue Spiritualität gelebt wird und zur Darstellung kommt, sind nicht so sehr die Wüste, auch nicht abgeschlossene Orden, Kongregationen oder Institute, sondern »Personalgemeinden«, die eine dreifache Zugehörigkeit kennen: Im »Kern« leben – als Arbeitsteam oder auch in *vita communis* – Mitglieder die »eschatologisch-alternative Lebensweise« der »drei Räte«. Um diesen Kern scharen sich partizipierende Mitglieder, die weiterhin in ihren Familien leben, aber das Leben der Räte dem Geiste nach mitleben. Jener Kern und dieser Ring der Personalgemeinde haben ihre Ausstrahlung in einen weiten Kreis von »Sympathisanten«, so daß Personalgemeinden entstehen.

Diese können sehr fruchtbar werden für die Ortsgemeinde und die Gesamtkirche, wenn sie sich nicht absondern, sondern sich in diese hinein integrieren. Von solcher Integration wäre viel Befruchtung der Lokalgemeinden und eine (pluralistische) Spiritualisierung der Universalkirche zu erwarten.

Kardinal Ratzinger hat einmal gesagt, insbesondere die deutsche Kirche müsse »institutionell abspecken« – was nur möglich wird, wenn sie geistlich neu beseelt wird.

Großen neuen theologischen Entwürfen gingen immer neue spirituelle Erfahrungen voraus: Auf Benedikt folgte die frühmittelalterliche Theologie, auf Franziskus

Bonaventura, auf Dominikus Thomas von Aquin, auf Ignatius die Jesuiten-theologen des 16./17. Jahrhunderts, auf die Erneuerung der zwanziger Jahre die Konzilstheologie (die noch ihren prägenden Heiligen erwarten darf).

Zur Frage der neuen Theologie als »theologische Theologie« sind hier nur Andeu-tungen möglich ... Sie ist notwendig eine »spirituelle Theologie«, die nur mit geistlicher Erfahrung verstanden werden kann und die geistlich ansprechen will. Dieser Neuansatz wird in unseren Tagen deutlich bei R. Guardini, K. Barth, E. Przywara, besonders ausgeprägt bei H. U. von Balthasar.

These 9: Die bedrohlichen Krisensituationen der heutigen Gesellschaft werden mit großer Wahrscheinlichkeit katastrophal ausreifen. Es werden sich dann – im Morgen – in der angstgeschüttelten Menschheit vielleicht neue Anknüpfungspunkte für die christliche Heilsverkündigung eröffnen.

These 10: Es ist nicht angebracht, Prognosen über die Entwicklung der Moderne zu stellen, auch nicht, nach umfassenderen Pastoral Konzepten zu suchen. Die Re-Evangelisierung des Abendlandes scheint derzeit ein utopisches Pastoralprogramm. Freilich: das Abendland ist nicht die Menschheit. Und: die in Gang gekommene Erneuerung in der Kirche ist Gotteswerk, nicht ein Menschenwerk. Gott wird sein Erneuerungs-werk, das er begonnen hat, vollenden. Wir müssen es nur im Blick behalten und glauben: »Schaut hin, ihr Verächter, staunt und erstarrt. Denn ein Werk tue ich in euren Tagen, ein Werk, das ihr nicht glauben würdet, wenn es euch jemand erzählen würde« (Apg 13,41; vgl. Mal 1,5).

REGNUM

In den beiden letzten Thesen richten Sie den Blick in eine mutmaßliche Zukunft. Was läßt Sie hoffen, daß auch angesichts möglicher Katastrophen die christliche Heilsverkündigung weitergehen wird?

Warum erscheint Ihnen die Ausrichtung auf eine Neu-Evangelisierung der europäischen Völker ein utopisches Programm?

Was gibt Ihnen den Mut, in aller Dunkelheit unseres menschlichen Kalküls auf die Treue Gottes in der Zukunft zu bauen, sein begonnenes Heilswerk zu vollenden?

SCHÜRMAN

Die Notzeiten unseres Jahrhunderts – der Erste Weltkrieg, Inflation und Arbeitslosigkeit der zwanziger Jahre, die Zeit des Nationalsozialismus, der Zweite Weltkrieg und die Not der Nachkriegszeit, die 40 Jahre »real existierender

Sozialismus« in der DDR – haben uns belehrt, daß »Not« nicht immer »beten lehrt«. Aber vielleicht waren die Notzeiten doch nichts in dem Vergleich zu dem, was als Menschheitskatastrophe – im Atomzeitalter und den politisch kaum mehr zu meisternden gesellschaftlichen Entwicklungen – von vielen Denkern für möglich gehalten und von breiten Kreisen Mitdenkender befürchtet wird.

Auch in solcher Zukunft wird es nur einzelne Beter geben, die auf den Gekreuzigten schauen. Schwerlich werden solche zukünftigen katastrophalen Entwicklungen »volkskirchlich« zu *neuen »christlichen« Gesellschaftsstrukturen* führen. Warum ich die *Re-Evangelisierung der Völker des Abendlandes* für eine Utopie halte, kann ich wieder mit den Worten von Kardinal Ratzinger sagen: »Ich würde nicht zu sagen wagen, wir stünden vor den Anfängen des christlichen Zeitalters.« Das schließt aber nicht aus, daß auch »ein Zeitalter eines quantitativ reduzierten Christentums ... eine neue Lebendigkeit dieses bewußten Christentums hervorbringen kann.« Eine Re-Evangelisierung wird von den kleinen Zellen der Minderheitskirche ausgehen und Einzelne erreichen, nicht aber zu einer neuen Christianisierung der Völker des Abendlandes und ihrer gesellschaftlichen Lebensbereiche führen.

Was mir den *Mut zu zuversichtlicher Hoffnung* gibt, möchte ich wiederum mit Worten von Kardinal Ratzinger auf der Kirchenversammlung in Toronto 1986 beantworten (ich gebe aus dem Gedächtnis eine Radiosendung wieder, die ich nur mit eigenen Worten niederschreiben kann). Auf die Frage von Journalisten: »Sind Sie bezüglich der Zukunft der Kirche Optimist oder Pessimist?«, antwortete der Kardinal: »Optimismus und Pessimismus sind keine theologischen Termini, ich habe 'Hoffnung'.« Die weitere Frage: »Worauf stützt sich Ihre Hoffnung?«. »Da muß man unterscheiden – meine Hoffnung für Ostasien: Wenn es mal zu einer tiefen Begegnung des Christentums mit den östlichen Hochreligionen kommt, wissen wir noch nicht, was das der Kirche einbringen wird. – Wenn die Afrikaner mit ihrer tiefen natürlichen Religiosität betende Christen werden, kann das in große mystische Höhen führen. – Für Lateinamerika setze ich meine Hoffnung in die Basisgemeinden. – Für die Welt des real existierenden Sozialismus darin, daß in Moskau kein führender Marxist mehr an die marxistische Ideologie glaubt (1986!) und daß dort eine bedeutende Glaubenserneuerung zu erwarten sein wird. – Für die Erste Welt (Europa und Nordamerika) setze ich meine Hoffnung in die 'movimenti', die überall aufbrechenden neuen Bewegungen der Laien, der Jugend« (vgl. These 8).

Meine zuversichtliche Hoffnung gründet in der Kontinuität der Geistlichen Erneuerungen, wie sie in den Thesen 5-8 skizziert wurden. Der Geist Gottes bleibt sich treu und hält uns die Treue. Im übrigen: die Hoffnung ist eine »eingegossene göttliche Tugend«, die sich nicht weiter begründen muß, die aber sehen lehrt.

Schönstatt International

Schönstatt in Südafrika

Der Besuch des Gründers vor 50 Jahren

Die Schönstattfamilie in Südafrika bereitet sich auf die 50. Wiederkehr des Besuches von Pater Kentenich in ihrem Land vor. Die zweite große Weltreise des Gründers nach seiner Befreiung aus Dachau (Abflug von Genf am 27.12.1947, Rückkehr nach Europa und Ankunft in Rom am 1.2.1950) begann mit einem Besuch in Südafrika (31.12.1947-4.4.1948). In diese Zeitspanne seiner zweiten Weltreise fiel das wichtige Datum des 31. Mai 1949, des sogenannten »dritten Meilensteines« der Schönstattgeschichte.

Das Land am Kap der Guten Hoffnung war das erste Gebiet, in das die damals noch sehr junge Gemeinschaft der Marienschwestern Missionarinnen ausgesandt hatte: Seit Januar 1934 arbeiteten Schwestern in der Präfektur Queenstown, seit 1935 auch in Oudtshoorn, beides Gebiete, in denen deutsche Pallottiner seit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wirkten. Seit 1938 übernahmen Schwestern auch Aufgaben in Kapstadt, wo der Pallottinerbischof Hennemann der Ortsordinarius war, ein enger Vertrauter von Pater Kentenich aus der Gründungszeit Schönstatts.

Mit seinem Besuch wollte Pater Kentenich den Schwestern für ihre unentwegte Treue unter schwierigsten Bedingungen danken. Trotz der Isolation von der Heimat – während der Kriegsjahre und unmittelbar nach dem Krieg war kein Briefverkehr möglich, waren die Schwestern völlig auf sich gestellt – und trotz gewisser Spannungen mit dem Klerus, die bei der Zusammenarbeit mit einer solch neuartigen Gemeinschaft praktisch unvermeidbar waren, hatten sie an ihrer schönstättischen Lebensweise festgehalten. Dank war, wie er sagte, aber nicht der einzige Grund seiner Reisen. Es ging ihm darum, Schönstatt in möglichst vielen außerdeutschen und außereuropäischen Ländern einzuwurzeln. Ein besonders wirksames Motiv für ihn war die Einsicht, daß die Kirche in Deutschland und in Europa durch einen möglichen bevorstehenden Ansturm des Kommunismus bedroht war. Darum wollte er versuchen, »neue Regimenter im Ausland aus dem Boden zu stampfen.«

Die katholische Kirche in Südafrika war damals eine kleine, fast verschüchterte Minderheit in einem weitgehend protestantischen Land. Die große Mehrheit der herrschenden Schicht der Weißen war kalvinistisch. Darum konnte Pater Kantenich sich mehr als anderswo während seines Besuches auf die Schwesterngemeinschaft konzentrieren. Er schreibt: »Wenn die Arbeit außerhalb der engeren Familienkreise nicht so umfassend geworden wie in Südamerika, so liegt der Grund lediglich darin, daß hier nur ein ganz geringer Bruchteil der Bevölkerung katholisch ist. Vor breiter Öffentlichkeit aufzutreten war für den Augenblick deshalb nicht gut, weil die politischen Gegensätze für und gegen Deutschland noch nicht genügend entspannt sind« (Afrikabericht – alle Zitate dieses Artikels sind diesem Bericht Pater Kantenichs entnommen).

Nur für die Pallottinerpatres beider Präfekturen hat er in diesen Monaten Exerzitien gehalten (er war seit dem Generalkapitel der Gesellschaft 1947 vom neugewählten Generalobern, Pater Turowski, zum Generaldelegaten ernannt worden).

Am Ende seines Südafrika-Besuches schrieb Pater Kantenich einen längeren Bericht über seine Beobachtungen und die Ergebnisse seines Besuches. Hierin schildert er zunächst den dunklen politischen und religiösen Hintergrund für die Arbeit der Schwestern. Es heißt dort: »Alle hiesigen Lebensverhältnisse steuern unaufhaltsam der Auflösung zu. Selbst jahrtausendealte, wurzelstarke Lebensformen der Natives (d.h. der Schwarzafrikaner) sind in Fluß geraten ... Nirgendwo Stetigkeit, Festigkeit, Klarheit, Durchsichtigkeit; alle überlieferten Formen zerbrechen. Und die neuen, wie sie auch heißen mögen, entbehren der umgestaltenden Wirkkraft. Am stärksten tritt in Erscheinung ein eigenartiger Rassen- und Religionsmischmasch ... Der Rassengegensatz macht sich auch im kirchlichen Bereich bemerkbar ... Die Seelsorge wird durch das aufgerollte Rassenproblem stark belastet. Sie wächst sich aus zu außergewöhnlich harter Steinbrucharbeit durch Wettstreit und Gegensätzlichkeit zahlreicher religiöser Bekenntnisse.«

Diese Schilderung wurde geschrieben kurz vor der offiziellen Einführung der Apartheidpolitik, die die ganze Situation weiter verschärfte und die Auflösungstendenzen zum Teil systematisch vorantrieb. Das war das Umfeld, in dem sich die junge, noch unerfahrene Schwesternschaft zu bewähren hatte. Und das Ergebnis des wagemutigen Experimentes – es ist geglückt. So lautete das Ergebnis seines Besuches. In seinem Bericht schreibt er, daß nicht nur die einzelnen Schwestern, sondern die schönstättische Erziehung und Lebensart sich in extrem schwieriger Situation glänzend bewährt haben. »Der gezeichnete Hintergrund ist recht dunkel und weckt leicht pessimistische Anwendungen. Vorübergehend hatten

auch wir damit zu tun. Es dauerte aber nicht lange, da standen wir wieder auf beiden Füßen und suchten das Leben zu meistern. Heute dürfen wir als Sieg einen dreifachen Erfolg buchen: eine vielgestaltige Seinsvollendung, eine allseitige gesunde Selbständigkeit und vielfältige apostolische Fruchtbarkeit.«

In die Zeit des Südafrika-Besuches fiel die offizielle Anerkennung der Schwesterngemeinschaft als Säkularinstitut. Das Dekret wurde am 1. Februar 1948 unterzeichnet, fast auf den Tag genau ein Jahr, nachdem diese neue Form des gottgeweihten Lebens durch Papst Pius XII. approbiert worden war (2.2.1947). Dieses wichtige Ereignis war für Pater Kentenich Anlaß, über sein Lebensanliegen zu meditieren, die neue Konzeption der christlichen Persönlichkeit, wie die heutige Zeit und Welt sie erfordert. Er sprach darum oft und eindringlich über den »neuen Menschen«, die total in Gott und in der Übernatur verankerte Persönlichkeit, die aus innerer Überzeugung und ohne äußeren Schutz (wie zum Beispiel Klostermauern) oder starke Bindungen (im Gewissen verpflichtende Gelübde) die ihr von Gott gesetzte Aufgabe zu erfüllen sucht. Sicher hat das Kontrasterlebnis einer zum Kollektivismus geneigten Gesellschaft in Südafrika dazu beigetragen, die endgültige Version seiner Umschreibung des »neuen Menschen«, wie er ihn der Kirche und der Gesellschaft anbieten wollte, hier zu finden: »Abschluß und Krönung unserer Untersuchungen bildete der tiefere Einblick in Sinn und Zweck, in Wert und Bedeutung der Constitutio Apostolica 'Provida Mater Ecclesia'. Jetzt sehen wir und verehren wir bewußt in unserer Nova Creatura den Menschen, der, gestützt auf das vollkommene Liebesbündnis mit der MTA, fähig und gewillt ist, ohne viele und starke pflichtmäßige äußere Bindungen und ohne umfassenden äußeren gesicherten Schutz sich und seine Lebenskraft großmütig und dauernd dem Dreifaltigen Gott und seiner Lieblingsschöpfung, dem Schönstattwerk, zu weihen.«

Die Inhalte der Botschaft des 31. Mai wurden zwar nicht in der gleichen Prägnanz wie später in Südamerika hier artikuliert, sind aber deutlich erkennbar in den Prioritäten seiner Wirksamkeit während seines Aufenthaltes. Vor allem bewegte ihn das Zeugnis der schönstättischen Lebensweise der Schwesterngemeinschaft als ein Beispiel der Bewährung des organischen Lebens und Denkens unter schwierigsten Bedingungen. Aus diesem Grund sandte er den ganzen Afrikabericht mit allen Einzelheiten an den Bischof von Trier, um, wie er später schrieb, »an einem klassischen Beispiel Fruchtbarkeit und Umfang organischer und synthetischer Denk- und Lebensweise zu veranschaulichen.«

Es gibt eine Reihe von Aussagen Pater Kentenichs aus der Zeit seines Besuches am Kap der Guten Hoffnung, die darauf hinweisen, daß Schönstatt in Südafrika

nicht lediglich eine Kopie von Schönstatt am Rhein sein sollte, sondern eine spezifisch geprägte Gnadenquelle und Bewegung – natürlich immer in Verbindung mit Ur-Schönstatt – werden müsse für die Sendung des Christentums in diesem Teil der Welt. Mit geradezu prophetischen Worten weist er hin auf die Bedeutung Afrikas für die Gestaltung der kommenden Welt: »Wir ahnen die Rolle, die Afrika im Kampfe um die künftige Weltgestaltung spielt. Schließt der Kontinent sich einmal zusammen, so ist jedes Stück Land, das sich dem Katholizismus geöffnet hat, von großer Bedeutung für das Gesamtbild. Und dafür sich zu opfern, ist etwas Großes, auch dann, wenn die Natur ächzt und stöhnt unter den Nöten scheinbarer Unfruchtbarkeit ... Afrika wird im Kampfe um die Verchristlichung der Welt früher oder später eine große Rolle spielen. Und wir sind dazu berufen, sein Schicksal mitzubestimmen. Wir glauben aber auch, kraft unserer originellen Struktur für hiesige säkularisierte Verhältnisse besonders geeignet zu sein ...«

Er widerstand der Illusion – in der auch weite Kreise der Kirche befangen waren –, daß Südafrika in seiner Denk- und Lebensweise eine Enklave Europas sei und nur gangbare Wege gefunden werden müßten, damit das auch so bleibe. Besonders ging es dabei um die Frage der schwarzen Bevölkerung. Eine Möglichkeit, die dabei ins Gespräch kam, war die Verdrängung des schwarzen Elementes durch eine Millionen-Einwanderung von Europäern. Dazu schreibt Pater Kentenich: »Glückt die Einwanderung nicht, so wird man sich früher oder später in der Hauptsache mit den Natives auseinandersetzen müssen. Und dann heißt es, das Problem des kollektivistischen Menschen ernster sehen und erleuchteter und tatkräftiger in Angriff nehmen. Auch jetzt tun wir schon gut daran, den Schwarzen unsere ganze Liebe und Aufmerksamkeit zu schenken. Sie bilden ja das Hauptkontingent der hiesigen Bevölkerung, und ihr Schicksal bestimmt in hervorragender Weise die Geschichte des Landes ... Weitaußer der größte Teil der hiesigen Bevölkerung gehört zu den Schwarzen, den Natives ... Haben wir die MTA zur Königin von Südafrika gekrönt, so haben wir sie damit auch anerkannt als Königin der Schwarzen und die Pflicht übernommen, die Botschaft Schönstatts auch ihnen zu künden.« Er riet den Schwestern, bald eine wirkliche Mission in einem Schwarzengebiet zu übernehmen. Bei der Bestellung der neuen Provinzleitung wurde eine Schwester beauftragt, hauptsächlich dafür zu sorgen, »daß die Liebe zu den Natives in der Familie wächst und sich praktisch auswirkt.« Zeit seines Aufenthaltes bewegte ihn die Frage des einheimischen Nachwuchses und einer schwarzen Schwesternschaft.

Nach fünfzig Jahren gibt es eine zahlenmäßig kleine, aber lebendige Schönstattfamilie in Südafrika. Es gibt fünf Schönstattheiligtümer in drei verschiedenen Diözesen des Landes. Vor allem in Kapstadt und Johannesburg hat sich eine

vitale Schönstattbewegung entwickelt, die zahlenmäßig nicht so stark sein mag wie in anderen Ländern mit einem größeren Prozentsatz an Katholiken, die aber eine beachtliche Ausstrahlungskraft auf die Kirche im Land entwickelt hat.

Die Kirche in Südafrika ist – wie auf dem ganzen afrikanischen Kontinent – weitgehend unabhängig von Europa geworden und bemüht sich ernstlich und verantwortungsvoll darum, die Botschaft Christi gemäß der eigenen Kultur und Mentalität ins Leben zu übertragen. Es gibt eine Reihe namhafter afrikanischer Theologen, die zwar in der breiteren kirchlichen Öffentlichkeit noch relativ unbekannt sind, die aber einen wichtigen Beitrag zur Inkulturierung des Glaubens in Afrika leisten und sicher auch zur Bereicherung des theologischen Denkens der Kirche unserer Zeit zu liefern haben. Nach dem Aufbruch afrikanischen Lebens in den letzten Jahrzehnten und der wachsenden Einwurzelung der Kirche in den afrikanischen Kulturen ist der Augenblick sicher nicht fern, daß die ehemalige Missionskirche geistige Impulse für die Weltkirche ausstrahlt. Dabei möchte auch das südafrikanische Schönstatt mithelfen.

Heinz-Werner Schneider

Buchbesprechungen

AFRIKANISCHE KIRCHE. Das Erwachen eines afrikanischen Kirchenbewußtseins ist ein sehr bewegender Vorgang, der in der Gesamtkirche durch die Afrikasynode 1994 sichtbar wurde. Die gleichzeitigen Ereignisse des Völkermordes in Ruanda bilden die negative und fast diabolische Seite, die alle Hoffnungen übertreffenden Anstrengungen um Wiederversöhnung in Südafrika zeigen das Potential für ein neues Kirchesein als Familie Gottes.

Das vorliegende Buch entstand aus Vorlesungen über Strömungen in der afrikanischen Theologie für das Institut Catholique in Paris. Weitere Gesprächsrunden in Tübingen und Rennes führten zu den reichen Erträgen dieser Studie, die uns der nigerianische Spiritanerpater Uzukwu vorlegt. Ein wesentliches Element der Theologie Afrikas wird uns da zugänglich gemacht: Die Kirche ist in ihrem Wesen »Palaverkirche« nicht oberflächlicher und endloser Debatten, sondern intensiver Dialoge mit viel Hinhören (S. 128). Der Titel des Buches zeigt den radikalen Wandel im Kirchenverständnis an. Die bislang so aktiv missionierende Kirche des Westens wird eingeladen, sich im tiefgläubigen Hinhören auf die Geschichte und das Glaubensleben des afrikanischen Kontinents zu bewähren.

Es ist eine erschütternde Lektüre, den Wunden und Narben im Gesicht Afrikas

nachzugehen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg setzte die Entkolonialisierung für alle Länder Afrikas ein, viel Unafrikanisches in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft verursacht bis heute einen recht stockenden Entwicklungsprozeß mit Gewalt, Krieg, Verbrechen und schier endlosen Konflikten. Die Folgen des Sklavenhandels und vieler anderer Kolonialmißbräuche, die christliche Länder z. T. mit päpstlicher Zustimmung begangen haben, müssen erst ausheilen. Ein sehr tiefgehendes Kapitel dieses Buches befaßt sich mit der Dringlichkeit, das wiederherzustellende afrikanische Gemeinschaftsleben mit den Prinzipien der Demokratie und der Kirche zu vereinen. Unser westliches Menschenbild mit der starken Betonung des Individuums muß das tiefe Bezogensein des Einzelnen auf die Gemeinschaft in Afrika entdecken und entfalten.

Theologie in dieser Krisensituation muß sich vom negativen Urteil der Vergangenheit lösen und die Chancen echter Ergänzung, Erweiterung und Vertiefung durch Afrika freudig annehmen. Unser westliches Christentum hat in der Missionierung Afrikas vieles Gute nicht erkannt oder vernachlässigt und verachtet. Es gibt einen berechtigten Protest gegen die mit Kolonialmächten verbündete Kirche. Solch schmerzliche Ablehnung kann uns helfen, eine echte Inkulturation einzuleiten, die

das volle afrikanische Menschsein respektiert und im Erlösungsprozeß zur vollen Reife kommen läßt. Die Pflege der traditionellen Bindungen im afrikanischen Organismus der Familie, des Stammes und Volkes gibt uns die Mittel und Wege, genuin afrikanische Kirche zu werden. Persönliche Erfahrungen in der Kandidatenwahl und Ausbildung des afrikanischen Klerus liefern uns ein erschreckendes Bild vernachlässigter Möglichkeiten oder auch Notwendigkeiten, einen afrikanischen Klerus wachsen zu lassen. Westliche Eliteseminare können das gewachsene afrikanische Führertum nicht ersetzen. Wir hören aus den eigenen Erfahrungen des Autors viel Erstaunliches in Richtung eines christusähnlichen Dienstes in der Familie Gottes, die für die gesamte Kirche alte Wahrheiten neu verkündet.

Solch voll entwickelte Ortskirchen tun sich schwer in unserer stark zentralisierten Kirche. Afrikanisches Denken wurde schon vom hl. Cyprian von Karthago klar formuliert und dem Papst vorgelegt. Eine weithin unabhängige Kirche am Ort ist nicht nur eine Filiale Roms und braucht eine andere Art von Führung, die vor allen Dingen den Primat geistlichen Lebens ausübt. Die Streitpunkte der alten Ortskirchen in Nordafrika mit dem damaligen Rom zeigen den mühsamen Weg zur Übereinstimmung in wesentlichen Fragen und einer Toleranz und geduldigen Offenheit, die Jesu persönliches Lieben und Leben neu aufscheinen lassen.

Die Werte der inneren, moralischen Einheit in jeder Ortskirche sind im Gemeinschaftsfehlen und -denken afrikanischer Menschen vorgegeben und sollten in Christus vollendet werden. Koloniales Unverständnis dieser Anlagen verhinderte bis in unsere Tage das Wachstum entsprechender Kirchenformen einer Solidarität, die den ganzen Menschen erfaßt und lebenslang betreut in einer liebenden und

sorgenden Gemeinschaft, wo Machtausübung in der uns geläufigen Verwaltungsmentalität den Geist des Evangeliums gefährden kann.

Schöpferische Beiträge der neuen Kirche Afrikas sind vor allem in Richtung der Kirche als Familie eine Art prophetischer Botschaft, die Nöte unserer Zeit zu beantworten in den Dienstleistungen persönlicher Kontakte und dem Angebot der inneren und äußeren Beheimatung in der Kirche Jesu. Die Schulden Afrikas und der Mangel der Entwicklung moderner Lebensformen werden ein anderes Gesicht bekommen, wenn wir die Schuld der Sklaverei und des Kolonialismus nicht nur sehen und anerkennen, sondern Bereitschaft zur Wiedergutmachung vorweisen. Das Ansprechen dieser brennenden Fragen Afrikas macht das Buch zu einer Fundgrube des neuentdeckten Evangeliums Jesu. Man möchte nur wünschen, daß bald eine Übersetzung ins Deutsche diesen Schatz vielen zugänglich macht.

Elochukwu E. Uzukwu: A Listening Church. Autonomy and Communion in African Churches. New York 1996. X und 182 S.

Albert Ripberger

WIR FÜRCHTEN DIE WAHRHEIT NICHT. Auf dem Weg zum Jahr 2000 soll die Kirche, so wünscht es Papst Johannes Paul II., sich einer ernsthaften Gewissensprüfung über ihr Versagen gestern und heute unterziehen. Diesem Anliegen dient auch die vorliegende Sammlung von Texten zum Thema »Schuld der Kirche und der Menschen«. Es handelt sich um Auszüge von Ansprachen, gehalten bei den vielfältigsten Gelegenheiten, die zeitlich das gesamte bisherige Pontifikat durchziehen und inhaltlich die gesamte Geschichte der

Kirche betreffen. Nicolino Sarale hat die Fülle an »Material« geordnet, das Ganze mit einem Vorwort und die fünf Teile jeweils mit einer kurzen Einleitung versehen.

Bekanntlich hat der Papst Kommissionen von Fachleuten eingesetzt, die die Schuld der Kirche (noch vor dem Jubeljahr 2000!) wissenschaftlich aufarbeiten und aufdecken sollen, so z.B. im Blick auf den »Fall Galilei«, die Inquisition, das Unrecht gegenüber Juden und Nichtkatholiken (Jan Hus u.a.). Das sollen und können die kleinen Texte hier natürlich nicht leisten. Aber sie vermitteln doch das Bild einer zu ehrlicher Reue und Umkehr bereiten Kirche. Und der Papst geht dabei – der Wahrheit verpflichtet – allen voran.

Seine eigene Scham angesichts dessen, was »gestern« geschehen ist, zeigen z.B. die Texte zum Sklavenhandel mit Afrikanern, die von Christen zu Abertausenden nach Mittelamerika verkauft wurden. Anlässlich seines Besuchs im »Sklavenhaus« auf der Insel Gorée/Senegal sprach der Papst von »diesem afrikanischen Heiligtum des schwarzen Schmerzes« (123) und vom »Drama der Zivilisation, die sich christlich nannte« (121) und heute in der neuen Form organisierter Prostitution wiederum der »Sünde des Menschen gegen den Menschen und gegen Gott« frönt.

Auch was Johannes Paul II. den Indios in Santo Domingo 1992 aus Anlaß des 500jährigen Gedenkens an die Kolonisation und die Mitverantwortung vieler Christen an schwerwiegenden Formen der Ungerechtigkeit und sozialer Ausgrenzung (vgl. 145) gesagt hat, gilt für alle in dem vorliegenden Buch erwähnten Menschengruppen, denen gegenüber Glieder der Kirche schwer schuldig geworden sind: »Man muß die Mißbräuche, die es gegeben hat, in aller Ehrlichkeit zugeben, sie beruhen darauf, daß bei manchen handelnden Personen die Liebe

gefehlt hat und daß sie in den Eingeborenen nicht ihre Brüder, Kinder desselben Vatergottes, zu sehen vermochten« (124).

Ein anderes wichtiges Beispiel: 1995 hat der Papst den Priester-Martyrer Jan Sarkander aus dem 17. Jh. in Tschechien heiliggesprochen, ein Akt, der von heftigem Widerspruch seitens der nichtkatholischen Bevölkerung begleitet war. Es dürfte erstmalig gewesen sein, daß ein Papst zu allen sagte: »Heute bitte ich ... im Namen aller Katholiken um Vergebung für das Unrecht, das an den Nichtkatholiken im Laufe der stürmischen Geschichte dieser Völker verübt wurde, und zugleich versichere ich sie der Vergebung der katholischen Kirche für all das Übel, das ihre Kinder erlitten haben. Möge dieser Tag einen neuen Anfang signalisieren...« (128).

Zu diesen bewegenden Texten aus dem zentralen III. Teil »Das Drama der Vergangenheit«, in denen es darum geht, das Gedächtnis vom Haß der Vergangenheit zu reinigen (vgl. 131), gehören auch die Bemühungen um Aufarbeitung des Verhältnisses zwischen Katholiken und Orthodoxen, Kirche und Mafia und nicht zuletzt die Aufarbeitung der Benachteiligung der Frau in der Kirche (147 ff.). Manche dieser Texte wirken sehr euphorisch, und doch ist es insgesamt wichtig, daß der Papst eine größere Präsenz der Frauen im Leben der Kirche anmahnt (154 f.) und dafür auch anspruchsvolle praktische Möglichkeiten benennt, die in weiten Teilen der Weltkirche noch keineswegs realisiert werden.

Da die Glieder der Kirche auch in Schuld und Sünde immer Kinder ihrer Zeit sind, ist es gut, daß im einführenden ersten Teil der Blick auf »Die moderne Gesellschaft. Beunruhigungen und Widersprüche« gelenkt wird. Der Papst legt den Finger auf Wunden wie »Die moralische Anarchie« und die Mitschuld von Christen,

das »Schwinden des Sinns für das Böse«, das Mißverständnis von »Freiheit als Willkür« ...

Im II. Teil erinnert der Papst die Kirche daran, daß sie »An der Seite der leidenden Menschheit« zu stehen hat, z.B. bei den Aidskranken, und daß sie »Die Botschaft des Kreuzes« nicht vergessen darf.

Teil IV und V enthalten Worte der »Sorge um die Zukunft der Gesellschaft«, für deren Mißstände (etwa beim »Umwelt-Holocaust« und »Paradox des Überflusses«) auch die Gläubigen mitverantwortlich sind. Schließlich erweist sich der Papst als Wegweiser zum »Vertrauen in die Vorsehung«, der zur »Wahl der Gewaltlosigkeit« rät und die »Wahrheit, die frei macht«, verkündet. In diesem Zusammenhang finden sich klärende Worte zum Dialog mit den Religionen.

Diese Publikation ist einmal mehr ein bewegendes Zeugnis dafür, wie bewußt Johannes Paul II. den inneren Erneuerungsprozeß der Kirche vorantreibt und auf diesem Weg selbst vorangeht. Die Lektüre dieses Buches sei allen Christen, insbesondere den Kritikern von Kirche und Papst, nachhaltig empfohlen.

Johannes Paul II.: Wir fürchten die Wahrheit nicht. Der Papst über die Schuld der Kirche und der Menschen. Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1997, 240 S., 30,- DM

Barbara Albrecht

GESCHICHTE DER CHRISTLICHEN SPIRITUALITÄT. Im III. (letzten) Band geht es um »Die Zeit nach der Reformation bis zur Gegenwart« (zu Bd. I: REGNUM 2/1995; zu Bd. II: 3/1996). Die Herausgeber haben diesmal auf die bisherige Zweiteilung von mehr geschichtlichen und mehr thematischen Beiträgen verzichtet. Doch ist nach der Lektüre des Bandes der im Vor-

wort von J. Sudbrack geäußerten Ansicht zuzustimmen: »Die überschäumende Vielfalt christlicher Lebensentwürfe, die ... vorgestellt werden, würde durch thematische, querlaufende Vergleiche in ihrer sprudelnden Vitalität auf eine kalte Systematik heruntergezogen« (11).

Die ausgezeichnete Einführung von seiten der Herausgeber L. Dupré und Don E. Saliers verweist vorweg auf das, was gerade diesem Band ein starkes Profil gibt: »Trotz einer nicht zu leugnenden Kontinuität mit der Vergangenheit, vor allem in den katholischen und orthodoxen Traditionen, spiegelt die moderne Frömmigkeit in geistiger Einstellung und Haltung dennoch deutlich den Einfluß der grundlegenden Veränderungen wider, die den Beginn der Neuzeit kennzeichnen« (13). »Im Fortgang des neuen Zeitalters fand die Weise eines spirituellen Lebens, das Teil der sie umgebenden Kultur war, ein Ende. Es mußte nun bewußt 'erwählt' oder wenigstens frei angenommen werden« (16). Diese individuelle Wahl entsprach der Zersplitterung der Einen Kirche in Konfessionen, Freikirchen und andere Gruppierungen. Zusammengekommen ergab das alles jedoch »eine noch nicht dagewesene Explosion wahren spirituellen Lebens« (14). Dieses konnte sich »neue Kanäle schaffen ... mit einer eigenen Sprache, Organisation und Lehrschulen, die in bezug auf traditionelle kirchliche Strukturen relativ selbständig waren«. Und so konnte das spirituelle Leben (trotz seines isolierten Charakters am Rande des allgemeinen Lebens) »seine enorme religiöse Energie urplötzlich entladen« (16).

Diese wenigen Sätze lassen bereits das erkennen, was den gesamten Band kennzeichnet: Der Blick geht nicht auf den Mangel, sondern primär auf das Wirken des Heiligen Geistes in der Vielfalt seiner Ausdrucksmöglichkeiten. Diese Sicht ist gewiß der angloamerikanischen Herkunft

nahezu aller Autoren zu verdanken.

Inhaltlich handelt der I. Teil von »Römisch-katholische(n) Schulen und Bewegungen«: z.B. von der frühen jesuitischen, französischen, spanischen Spiritualität im 16./17. Jahrhundert, von Jansenismus und Quietismus. Das 19./20. Jahrhundert ist ausdrücklich gekennzeichnet als »Einheit in Vielfalt«. Große spirituelle Gestalten, deren Wirkung eigentlich erst richtig im II. Vatikanischen Konzil zum Durchbruch gekommen ist, werden vorgestellt, vor allem Kardinal Newman und Friedrich von Hügel. Ein faszinierender Abschnitt in diesem Teil befaßt sich mit Teilhard de Chardin. Unter den prägenden spirituellen Gestalten unseres Jahrhunderts kommen auch große Theologen wie Karl Rahner und Hans Urs von Balthasar in Sicht. Die Anfänge einer mystisch-prophetischen Spiritualität werden vorgestellt im Blick auf Thomas Merton und Dorothy Day ...

Teil II betrifft die »Nachreformatorische protestantische und anglikanische Spiritualität«. Hier wird die Fülle originären Neuaufbruchs auf der Grundlage lutherischer und reformierter Spiritualität erkennbar: nicht nur die anglikanische, sondern auch die puritanische Spiritualität sowie die der Baptisten und Quäker. Das bewegendste Kapitel dieses Teiles aber dürfte für viele Leser gewiß jenes sein, das sich mit der »Spiritualität der afro-amerikanischen Traditionen« befaßt.

Teil III handelt über »Orthodoxe Spiritualität«, und Teil IV betrachtet »Wege im 20. Jahrhundert«: die Pfingstbewegung, christlich-feministische Spiritualität (mit etlichen undifferenzierten Behauptungen zur Tradition!), schließlich christliche Spiritualität in einem ökumenischen Zeitalter.

Ein ausführliches Sach- und Personenregister erweist sich als überaus hilfreich. Hingegen hätte man auf die Bilder (in

schlechter Druckqualität!) ruhig verzichten sollen. Die Übersetzung ins Deutsche ist gut lesbar, wenngleich nicht immer geglückt (Der 'Pantokrator' – z.B. S. 491 – ist doch eher 'Allherrscher' als 'Allbeherrscher'; und mit 'säkularen Instituten' – z. B. S. 190 – sind wohl die 'Säkularinstitute' gemeint).

Bei einer derartigen Fülle kann manches natürlich nur am Rande erwähnt werden. Manche große Bewegung und Region hätte aber doch wohl profilierter zur Sprache kommen müssen, z.B. der asiatische Raum (Korea!), die Bewegung von Taizé, die Säkularinstitute und schließlich die neuen Geistlichen Bewegungen überhaupt (Focolarini, Katholisch-charismatische Erneuerung, Schönstatt, die Gemeinschaft der Seligpreisungen, Emmanuel und andere). Um diese neue Fülle geistlichen Lebens zu fassen, wäre ein IV. Band wünschenswert gewesen, an dem auch mehr europäische, afrikanische und asiatische Autoren mitgewirkt hätten. Doch auch ohne einen solchen Band ist das ganze Unternehmen ein großartiges Werk geworden, das den Blick weitert und uns mit Freude darüber erfüllen kann, wie »symphonisch« die Wahrheit ist (H. U. von Balthasar), wenn wir sie im Heiligen Geist vernehmen.

Für alle theologisch-spiritualitätsgeschichtlich Interessierten, insbesondere für Verantwortliche von Geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften ist das vorliegende Gesamtwerk eine Fundgrube nicht nur, um einen Überblick zu gewinnen über die großen Linien spiritueller Entwicklungen seit den Anfängen des Christentums überhaupt (insbesondere die der letzten vier Jahrhunderte), sondern auch, um in großem Vertrauen und neuer Freude zu staunen über die Fülle an geistlichem Leben auf unserem kleinen Erdball an der Schwelle vom 2. zum 3. Jahrtausend der Geschichte des Christentums.

Geschichte der christlichen Spiritualität. Dritter Band: Die Zeit nach der Reformation bis zur Gegenwart, hrsg. von Louis Dupré und Don E. Saliers in Verbindung mit John Meyendorff. Vorwort von Josef Sudbrack. (Echter) Würzburg 1997, 584 Seiten, 88,- DM

Barbara Albrecht

NEUERE KONZILSLITERATUR. 30 Jahre nach Abschluß des Zweiten Vatikanischen Konzils boomt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Ereignis. Soweit es die Quellenlage bereits zuläßt, werden die einzelnen Dokumente auf ihre Entstehung untersucht. Umfassendere Darstellungen sind in Erarbeitung. Einige sollen in dieser Sammelrezension kurz vorgestellt werden.

(1) Es muß schon etwas Besonderes sein, wenn ein mehrbändiges Werk gleichzeitig in allen Weltsprachen erscheint. Die Forscherequipe um Giuseppe Alberigo plant das mit den fünf Bänden der Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils. Und es lohnt sich, wie bereits der erste Band zeigt, dieses Ereignis aus den stereotypen Vereinfachungen herauszuholen. Der erste Band – geschrieben von ausgewiesenen Konzilsexperten aus Italien (Giuseppe Alberigo), Frankreich (Etienne Fouilloux), den USA (Joseph Komonchak), Brasilien (José Oscar Beozzo) und Deutschland (Klaus Wittstadt) – leistet dazu die beste Vorarbeit. Denn es ist das erste Mal, daß die spannende und verworrene Vorgeschichte des Konzils untersucht wird. Die meisten anderen Bücher über das Konzil schweigen sich über diese Periode entweder aus oder

gehen mit dem Bewußtsein darüber hinweg, daß nachher doch alles anders gekommen sei. Das stimmt zwar. Dennoch ist es wichtig zu sehen, daß das Konzil in eine weltgeschichtliche Umbruchphase hineingekommen ist; daß ohne die Person Johannes' XXIII. das Konzil überhaupt nicht einberufen worden wäre; daß die vorbereitenden Kommissionen mit einem ungeheuren Fleiß letztlich nur Makulatur produziert haben; und daß Katholiken und Mitglieder der anderen christlichen Konfessionen ebenso wie Politiker und gesellschaftliche Kräfte aller weltanschaulichen Ausrichtung mit großer Erwartung dieses Ereignis begleitet haben. Das alles wird äußerst sachkundig und das erste Mal aus den Archiven gearbeitet dargestellt. Trotz des wissenschaftlichen Anspruchs, der zu keiner Zeit verlassen wird, läßt sich dieses Buch gut lesen. Für diejenigen, welche die Zeit des Konzils miterlebt haben, wird manches in der Erinnerung lebendig werden. Und für die »Nachgeborenen«? Sie können vielleicht ermessen, welch großen Wandel das Konzil für die katholische Kirche bedeutete – und dadurch auch der Kirche unserer Tage Wandlungsfähigkeit und Lernbereitschaft zugestehen.

(2) Mit einem Teilaspekt der Liturgiereform, nämlich der Erneuerung des Stundengebets, und dem Beitrag des Innsbrucker Liturgiewissenschaftlers Josef Andreas Jungmann dazu, setzt sich Rudolf Paki auseinander. Ausgehend von einem weiten Liturgiebegriff als »Gottesdienst der Kirche«, worunter er – gegen Widerstand von Odo Casel und Johannes Pinski – auch die Volksfrömmigkeit faßte, vertrat Jungmann schon in den 30er Jahren die Ansicht der Reformbedürftigkeit des Stundengebets als Gebet aller Gläubigen. Persönlich unzufrieden mit der vorkonziliaren Praxis des Breviergebets, setzte sich

Jungmann für eine Reform ein, die dem Stundengebet seinen Charakter als »geistliche Nahrung« (131) wiedergeben sollte. Wie sich diese Auffassung auf dem Konzil durchsetzte, schildert Pacik anhand der veröffentlichten Quellen sowie des Jungmannschen Nachlasses. Mit Ausnahme der fast kaum berücksichtigten Voten der Bischöfe zur Themenfindung wird der Entstehungsprozeß der das Stundengebet betreffenden Teile der Liturgiekonstitution aus der deutsch-österreichischen Perspektive erzählt, reflektiert und in die liturgiewissenschaftlichen Diskussionen jener Jahre eingeordnet. Daß freilich auch nach dem Konzil das Stundengebet nicht automatisch eine Bereicherung der priesterlichen (und – neuentdeckt – laikalen) Spiritualität darstellt, deutet der Autor durch das nicht aufgelöste Fragezeichen im Titel seiner Schrift an.

(3) Eine italienischsprachige Dissertation, in einer deutschen wissenschaftlichen Reihe publiziert und mit einer deutschsprachigen Einführung (von Michael Seybold) versehen, beschäftigt sich mit dem zentralen Dokument des Konzils, der Konstitution über die Kirche. Stefano Alberto geht von der Kontroverse um die »beiden Ekklesiologien« des Konzils, der mehr am Bild des mystischen Leibes Christi orientierten und der Communio-Ekklesiologie, aus und versucht zu zeigen, wie im ersten Kapitel von *Lumen gentium* die Rezeption der Enzyklika Pius' XII. *Mystici corporis* nach wie vor eine entscheidende Bedeutung behält. Nach einem kenntnisreichen Überblick über die Leib-Christi-Theologie mit einem Schwerpunkt auf der Vor- und Nachgeschichte der 1943 von Pius XII. veröffentlichten und auf der theologischen Arbeit des holländischen Jesuitenpaters Sebastian Tromp fußenden Enzyklika, geht der Autor sehr detailliert den

konziliaren Entwicklungen nach: von den schriftlich geäußerten Themenwünschen der Bischöfe über die Arbeit der theologischen Vorbereitungskommission und die Einwände der Zentralkommission bis zu dem in drei Sitzungsperioden endgültig formulierten Text, dessen einzelne Redaktionsstufen vorgestellt und diskutiert werden. Dabei scheint die Sympathie Albertos für den Sekretär der Theologischen Kommission, Sebastian Tromp, immer wieder durch. Es wird deutlich, daß die unterschiedlichen Schichten der Erarbeitung jeweils neue theologische Gesichtspunkte erbracht haben. Am Ende bleibt der Eindruck: Im Verlauf des Konzils hat zwar eine quantitative Zurückdrängung der Leib-Christi-Ekklesiologie stattgefunden, jedoch auch eine inhaltliche Bereicherung derselben durch neue biblische Bilder, die ein vertieftes Selbst-Bewußtsein der Kirche zum Ausdruck bringen.

(1) Alberigo, Giuseppe/Wittstadt, Klaus (Hrsg.), *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959-1965). Band I: Die katholische Kirche auf dem Weg in ein neues Zeitalter. Die Ankündigung und Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils (Januar 1959 bis Oktober 1962)*, Mainz-Leuven: Grünewald/Peeters 1997, 592 S., 98,- DM (Subskriptionspreis 83,- DM)

(2) Pacik, Rudolf, »Last des Tages« oder »geistliche Nahrung«? *Das Stundengebet im Werk Josef Andreas Jungmanns und in den offiziellen Reformen von Pius XII. bis zum II. Vaticanum (Studien zur Pastoralliturgie, 12)*, Regensburg: Pustet 1997, 446 Seiten, 88,- DM

(3) Alberto, Stefano, »Corpus Suum mystice constituit« (LG 7). *La Chiesa Corpo Mistico di Cristo nel Primo Capitolo della »Lumen*

Gentium». Storia del Testò dalla »Mystici Corporis« al Vaticano II con riferimenti alla attività conciliare del P. Sebastian Tromp SJ (Eichstätter Studien, XXXVII), Regensburg: Pustet 1996, 663 S., 128,- DM

Joachim Schmiedl

MENTALITÄTEN UND MILIEUS. Die Erforschung der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sieht sich zusehends mit der Frage nach dem Stellenwert des Religiösen und Konfessionellen konfrontiert. Die These einer zunehmenden Säkularisierung der Gesellschaft setzt eine vorangegangene religiöse Bindung und Verkirchlichung voraus. Diesem Phänomen geht ein Sammelband mit Aufsätzen jüngerer Historiker überwiegend Bielefelder Provenienz nach. Sie beschäftigen sich vor allem mit der Zeit des Deutschen Kaiserreichs (1871–1914). Untersucht werden Teilaspekte des Katholizismus, des Protestantismus, des Judentums sowie einer freidenkerisch, liberal oder nationalistisch transformierten Religiosität. Zwei Leitbegriffe durchziehen die verschiedenen Artikel (hier soll vor allem auf die den Katholizismus betreffenden Beiträge Bezug genommen werden).

1. Es geht um die Herausarbeitung prägender *Mentalitäten*, geistiger Dispositionen und Interpretationshorizonte. Die religiöse Mentalität der Kaiserzeit lebte von einer starken Abgeschlossenheit gegenüber anderen Anschauungen. »Ein entscheidendes Paradigma religiöser Mentalität war der Dualismus« (18). Am Beispiel der Entwicklung, Förderung und massenhaften Durchsetzung des Herz-Jesu-Kults zeigt Norbert Busch (136–165), wie durch die

Frommigkeitsform die depressive Grundhaltung und die Gegenposition gegen alles Moderne aufgegriffen und in ein geschlossenes System integriert wurde. Auch lokale Kultformen konnten zur Mentalitatsausbildung gebraucht werden, wie es in Fulda für die Bonifatiusverehrung nachzuweisen ist (Siegfried Weichlein, bes. 201: »Die Bonifatiusverehrung kann als Musterfall einer binnenkirchlichen Standardisierung der Frommigkeitstraditionen und damit einer Verkirchlichung der Religionen dienen«). Vermittelt wurde diese katholische »Weltanschauung« durch den Priester, der immer mehr sakralisiert und den »normalen Gläubigen« entrückt wurde. Der Priester war im Glanz eines seit Pius IX. wiedererstarkten päpstlichen Glanzes »Platzhalter des Papstes und Inhaber göttlicher Autorität« (101). Doch ließen sich nicht alle Katholiken gleichermaßen in diese Mentalitatspragungen einbinden. Der Herz-Jesu-Kult war weitgehend eine Domäne der Frauen und des katholischen Adels. Für das rheinische Bürgertum weist Thomas Mergel eine »Distanz zur expressiven ultramontanen Frömmigkeit« nach und konstatiert das Entstehen einer bürgerlichen Frömmigkeit, »welche die innersten Empfindungen eines Menschen nicht für ausdrückbar hielt und dadurch einer Subjektivierung der Religiosität Vorschub leistete, die den Geistlichen unverständlich war« (188). Doch trotz dieser modernen Durchblicke bleibt als Ergebnis: »Im Katholizismus und im konservativen Protestantismus ist die traditionale Religiosität bis mindestens 1945 ein bedeutendes Resistenzphanomen gewesen« (19).

2. Der zweite Leitbegriff, der in der kirchlichen Zeitgeschichte mittlerweile durchgängig zustimmend und kritisch diskutiert wird, ist das *Milieu*. Die Autoren schlagen eine sehr differenzierte Definition vor,

nachdem unter Milieu konzentrische soziale Kreise (Teilmilieus von der Mikro- bis zur Makroebene) verstanden werden, in denen aus der Sicht des Individuums der Religion »eine dominierende Geltungsmacht« (53) eingeräumt werde. Diese »Subkultur« habe eine große Relevanz für die stärker oder schwächer ritualisierten Handlungsvollzüge. Insgesamt ist die Orientierung an einem Milieu und die Einbindung in ein solches für Katholiken stärker als für Protestanten gewesen. Wann der zeitliche Höhepunkt dieser Milieubindung anzusetzen ist, ist in der Forschung umstritten. Die Autoren des Bielefelder Sammelbandes machen erste Auflösungserscheinungen bereits in der ausgehenden Kaiserzeit fest. Andere, wie der Münsteraner »Arbeitskreis für kirchliche Zeitgeschichte«, sehen die größte Dichte des katholischen Milieus in den späten 20er und der ersten Hälfte der 30er Jahre unseres Jahrhunderts.

Die Existenz solcher Milieus aufzuweisen, ist den Autoren gut gelungen, auch für einige protestantische Gegenden. Indikator für die Zugehörigkeit ist der größere oder geringere Grad an Organisation der Gläubigen. Hierbei nimmt das Vereinswesen (vgl. den Beitrag von Josef Mooser, 59-92) einen besonderen Stellenwert ein. Der älteste Typ sind die Bruderschaften, Kongregationen und Sodalitäten mit teilweise langer Tradition, oft aber auch als Neugründungen im Umkreis der Volksfrömmigkeit des 19. Jahrhunderts. Als »Reaktion auf die Massenarmut der 1840er Jahre« (68) entstanden caritative Vereine. Vor allem der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehören Ständes- und Berufsverbände an. Für die Bildungs- und Kulturvereine stehen der Borromäusverein, die Görresgesellschaft und der »Volksverein für das katholische Deutschland«. Nach 1900 gehörte ein Drittel bis die Hälfte der katholischen Bevölkerung einem konfessionellen Verein an. Propagiert und gefördert wurde die

Zugehörigkeit zu einem Verein durch die Priester, die sich als regelrechte »Milieumanager« (Blaschke) erwiesen. Die Präsidieverfassung sah die Geistlichen als geborene Leiter der Vereine. Aber auch sonst zeichnete das Milieu eine Dominanz der Priester aus. Sie waren es, die zur Wahl des Zentrums als katholischer Partei ermunterten, ja ihren Einfluß über Beichtstuhl, Predigt und bischöfliche Hirtenbriefe dazu manchmal mißbrauchten. Auch katholische Literatur und Presse wurde wesentlich durch Geistliche geschrieben und gefördert: »Mehr als jede zweite Veröffentlichung, die dem ‚guten Katholiken‘ vorlag, entstammte der Feder eines Klerikers« (122). Dieser herausgehobenen Stellung entsprach das wachsende Selbstbewußtsein der Priester, das sich in entsprechend zahlreichen Berufungen äußerte. So nahm zwischen 1889 und 1919 im Bistum Fulda die Zahl der Priester um zwei Drittel zu.

Doch darf dieses Bild nicht darüber hinwegtäuschen, daß es auch in der Kaiserzeit bereits milieuresistente Kreise gab. Der Sammelband erwähnt für den katholischen Bereich das rheinische Bürgertum und die starke Durchmischung von Katholiken und Sozialdemokraten in München (Karl Heinrich Pohl, 233–253) sowie für den evangelischen Bereich die nur in Ansätzen gelungene Milieubildung in Oldenburg (Dietmar von Reeken, 290–315).

Jeder, der sich über Prozesse der Mentalitäts- und Milieubildung in den Religionen und Konfessionen des Deutschlands der Jahrhundertwende kenntnisreich informieren möchte, wird mit Gewinn zu dem – leider etwas zu teuer geratenen – Band greifen. Für ein besseres Verstehen der Gründungsgeschichte der Schönstatt-Bewegung findet man nicht nur vereinzelte Hinweise (wie die Erwähnung des Jesuitenpaters und »volkstümlichen Vielschreibers« Franz Hattler als Propagandisten des Herzens Jesu, vgl. 148), sondern

gewinnt auch ein besseres Verständnis für die Geschlossenheit einer katholischen Subgesellschaft, die einen guten Nährboden für die Entstehung einer Bewegung bot, die ein funktionierendes Milieu zwar voraussetzte und nutzte, jedoch auch darüber hinausgehen suchte.

Blaschke, Olaf / Kuhlemann, Frank-Michael (Hrsg.), Religion im Kaiserreich. Milieus – Mentalitäten – Krisen (Religiöse Kulturen der Moderne, 2), Gütersloh: Chr. Kaiser – Gütersloher Verlagshaus 1996, 542 Seiten, 148,- DM

Joachim Schmiedl

GERTRUD POLLAK, geboren 1954 in Geislingen/Steige. Direktorin der Fachakademie zur Ausbildung der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten Mainz. Mitglied des Säkularinstituts der Frauen von Schönstatt.

Der vorliegende Festvortrag wurde am 04.10. 1997 in Augsburg gehalten.

HEINZ SCHÜRMAN, geboren 1913 in Bochum. Professor em. für Neutestamentliche Exegese im Regional-Priesterseminar Erfurt. Buchveröffentlichungen zu exegetischen Themen.

HEINZ-WERNER SCHNEIDER, geboren 1930 in Waldbröl. Seit 1961 in Südafrika. Oberer der Schönstatt-Patres, Pfarrer in der Pfarrei Khayelitsha bei Kapstadt.